

Cleophea Zahn,

geb. Schlatter.

**Ein Charakterbild
mit einer Sammlung ihrer
Gedichte.**

Als eine Erinnerungstafel für ihre Freunde aufgerichtet

von

**Adolph Zahn,
Domprediger in Halle.**

Halle,

1861

Den
Erlauchten verwitweten Frau Gräffinnen

**Anton und Konftantin
zu Stolberg-Wernigerode**

widmet insonderheit
dieses BÜchlein

der Verfaffer.

Unsere matten Blicke schauen,
Ach vom Erdenstaube blind,
Grabesnacht und Todesgrauen,
Wo der Strom des Lebens rinnt.
Unsere Sterne sind verglommen,
Unsere Melodie'n verhallt,
Wenn ein seliges Willkommen
Durch die lichten Himmel schallt.

Meta Heußer.

Inhalt

| | |
|--|----|
| Vorwort..... | 7 |
| Kapitel I | |
| Die Jüngerin des Herrn..... | 8 |
| Kapitel II | |
| Was ist der Mensch?..... | 15 |
| Kapitel III | |
| Die kluge Frau..... | 18 |
| Kapitel IV | |
| Ihr Mann lobt sie und ihre Kinder preisen sie selig..... | 23 |
| Kapitel V | |
| Der Heimgang..... | 24 |

Gedichte

Sankt Gallen

| | |
|---|----|
| Gott überall..... | 29 |
| 1819..... | 30 |
| Geistesfreiheit..... | 31 |
| Wiedersehn..... | 32 |
| Nach dir sehnt sich mein Gemüte..... | 33 |
| Am Abend..... | 35 |
| Die Gemeinschaft der Heiligen..... | 35 |
| Die Liebe..... | 36 |
| Erneuerung..... | 39 |
| Motto in ein Stammbuch..... | 40 |
| Zum Abschied im Geschwisterkinderkreis..... | 40 |
| Feinde ringsum!..... | 41 |

Peterswaldau

| | |
|--|----|
| Psalm 91..... | 42 |
| Nach dem Empfange einer Zeichnung der heimatlichen Kammer..... | 43 |
| Das Bächlein..... | 46 |
| Der Steuermann..... | 48 |
| Mütznaw und Kallies | |
| Liedchen auf einen Hochzeitstag..... | 50 |
| Lobe! Traue! Danke!..... | 51 |
| Sammelt die übrigen Brocken..... | 52 |

Neu-Stettin

| | |
|-------------------------|----|
| Zum 24. Juli 1846..... | 53 |
| Am Lebensabend..... | 54 |
| Landwehrlied..... | 55 |
| Zum 1. Januar 1849..... | 57 |

Giebichenstein

| | |
|--|----|
| Zu einem Efeupflänzchen als Brautgeschenk..... | 58 |
| Hoch-Santis..... | 59 |
| An M. H..... | 60 |
| An den Kadi von Ranis..... | 60 |
| Es ist alles eitel..... | 60 |
| 1860..... | 61 |
| O große schöne Ewigkeit!..... | 61 |

Vorwort

Dies Büchlein trägt ein gefärbtes Gewand – schwarz und weiß. Weiß – es ist viel heller lichter Glaube darin, *schwarz* – der Schmerz hat einen wehmütigen Flor darübergeworfen. Möge das eine erwecken und trösten, das andere mahnen und erinnern, denn alle Jungfrauen, die in des Königs Palast geführt werden, tragen schwarz und weiß durchwirkte Kleider (Ps. 42,13).

Denn ob der Glaube siegt, die Hoffnung lebt,
Von Todesfäden sind sie schwarz durchwebt.

Da das Büchlein gerade zu der Zeit ausläuft, wo ich mein Pfarramt angetreten habe, möchte ich in ihm meiner lieben eben geschenkten Gemeinde zugleichzeit ein Symbolum meines Glaubens geben, denn was in meiner Großmutter Anna und in meiner Mutter Cleophea lebte, ist auch mir durch Gnade zuteil geworden (2. Tim. 1,5).

Weihnachten 1860.

Der Verfasser.

Da es nicht in unserer Absicht liegt eine vollständige Biographie der Heimgegangenen zu geben, sondern nur ein Bild ihres geistigen Wesens zu zeichnen, so schicken wir einige kurze Notizen über ihren äußeren Lebensgang voraus. Sie sind nötig zur Erklärung mancher Orts- und Personennamen, die uns in dem Folgenden begegnen. *Cleophea Zahn* war die Tochter des Kaufmann Schlatter, der in der Schweizerstadt St. Gallen „hinter dem Turme“ wohnte. Ihre Mutter ist die vielen bekannte geistvolle und innige Anna Schlatter. Im Anfang ihrer zwanziger Jahre verließ Cleophea auf freien Wunsch ihre Heimat und ging für kurze Zeit zu ihrer Tante Kapp nach *Dresden*. Aus dieser für ihr inneres Leben wenig förderlichen Lage wurde sie durch Vermittlung der Gräfin Dohna in das gräflich Stolbergsche Haus zu *Peterswaldau* in Schlesien als Erzieherin eingeführt. In diesem feingesitteten edlen Hause, wo der christliche Glaube eine Stätte hatte, verlebte sie wohl die angenehmste schmerzloseste Zeit ihres Lebens. Hier fand sie auch in dem Kandidaten Zahn ihren späteren Mann. Als dieser ein Pfarramt in *Mütznaw* in Pommern erhielt, wurde sie ihm dort ehelich verbunden. In der kleinen Dorfpfarre begann für sie ein arbeitsvolles, oft schweres Tagewerk, welches sie auch fortführen mußte, als ihr Mann nach *Kallies* und später als Superintendent nach *Neu-Stettin* versetzt wurde. In Mütznaw wurden ihr fünf Kinder geschenkt, von denen ihr zwei wieder zurückgenommen wurden. In Kallies schloß ein Knabe die Kinderzahl ab. Ihre letzte Lebensstation war *Giebi-chenstein bei Halle*, welchen schönen und angenehmen Sitz sie sich von Gott für das Ende ihres Tage erbeten hatte. Sie starb im dreiundsechzigsten Lebensjahr 1860.

Kapitel I

Die Jüngerin des Herrn

Das wahre Wesen eines Menschen werden wir nur erkennen, wenn wir prüfend in die Flamme schauen, die auf dem inneren Herd des Herzens brennt. In dem Verborgenen des Herzens aber kommen die großen über Gott entscheidenden Fragen zur Sprache und wer hier zuhören konnte, wird dem Bilde des Menschen die rechte Unterschrift geben.

Cleophea wurde von Jugend an auf den Weg der Wahrheit gewiesen. Ihrer Familie war in der Mutter Anna Schlatter eine lebenswarme geistvolle Frau geschenkt, die von sich selbst sagen durfte: Mein Herr und Gott hat mich zum stillen, süßen, kindlichen Umgang mit ihm berufen und zum Wandeln unter seinen Augen.“ Sie warf unvergänglichen Samen in das Herz ihrer Kinder. Was sie innerlich besonders bewegte können wir kurz und treffend aus einem Traume ersehen, den Anna einst hatte: „Ich sah einen Menschen, der in ein Tuch gehüllt dastand, welches ihm auf dem Kopfe und unter den Füßen zusammenging, so daß man gar nichts von ihm selber sah; mir wurde klar, daß die *Gerechtigkeit* Christi gerade so die Gläubigen verhülle. Dabei wurde mir deutlich gesagt: ‚Die Gerechtigkeit Christi ist über sich dringend und unter sich wirkend.‘ Es ging mir auf, wie sie *über sich* gegen Gott sowohl unsere Tugenden als unsere Sünden ganz bedecke, aber auch *unter sich* in uns hinein eine Reinigung von Sünden hervorbringe und ihre Kraft unserm Innern mitteile. Ich erwachte voll Dank gegen Gott um dieses Traumes Klarheit.“

„Es ist eine überaus selige Sache, sagt sie in ihren Mutterworten an ihre Tochter Cleophea am Tage der Konfirmation, mit Gott im Bunde zu stehen. Gott *gibt* alles, *tut* alles, wir dürfen nur *annehmen, benutzen, genießen*, wir dürfen nur ein leeres hungerndes Herz zu Ihm bringen und er füllet es mit seinen Gutem. Nimm du nur recht viel von Jesu und *liebe, liebe, liebe* Ihn!“

Bei der großen Erkenntnis Christi, die Anna anvertraut war, hatte sie doch nicht jenes Geistesgut empfangen, was eben ihrer Tochter gegeben wurde und worüber wir später ausführlicher sein werden, ich meine *die freudige und gewaltige Resignation an allem menschlichen Tun*.

Obwohl Anna in dem, der die Gottlosen gerecht spricht, zuletzt allein ihre Hilfe fand, wie sie singt:

„An mir taugt ja in dem Himmel
Nicht der aller kleinste Teil,
Gib umsonst mir deinen Himmel!
Jesus! sei umsonst mein Heil!“

begleitete sie doch immer eine stille Hoffnung unterstützt von allerlei eigenen Bemühungen, es werde sich endlich an ihr auf dieser Erde ein verklärtes himmlisches Leben offenbaren. „Es dünkt mich nichts Ganzes, wie es meine Schwestern hatten, nichts Ganzes, wie ich es habe, nichts Ganzes, wie es meine Kinder haben“ – klagte sie oft, und an einem vergeblichen Kampfe gegen ihre leidenschaftliche Natur mußte sie ihr Lebenlang hindurch, vollkommen aber erst auf dem Sterbebette lernen, daß wir so lange wir hier wallen, das verderbte Adamsbild mit seinen häßlichen Zügen an uns tragen.

Wir machen gerade diese Mitteilungen aus dem Leben der Mutter Anna, weil sie Cleophea zu reicher Belehrung dienten, denn das Bekenntnis ihrer Mutter vor ihrem Ende: „Kinder, es ist noch *dasselbe* Fleisch und Blut, ich bin nicht vorwärts gekommen, immer schlechter geworden trotz aller meiner Mühe“ – hat ihr Licht gegeben für jene hochwichtige Erkenntnis, daß wir nur im *Glauben* eine Gott wohlgefällende Herrlichkeit besitzen und daß, wenn diese Herrlichkeit in dieses Leben hinein auch einen verborgenen Abglanz auf uns werfe, solcher Abglanz schwinde und wir wieder dieselbe bleiche Todesgestalt sind mit den alten Sündenmalen wie früher.

Viel geistige Anregung und Belebung brachten auch in das Kaufmannshaus hinter dem Turme in St. Gallen die zahlreichen Besuche, welche Rechtgläubige und Häretiker, Evangelische und Katholische, Chiliasten und Quäker, Herzoginnen und arme Weiblein, Nahe und Ferne bei der hochgeachteten und verehrten Anna Schlatter machten. In dies einfache schlichte Haus wurde von fast allen, die damals dem Lichte des Evangeliums nahe standen, eine Erkenntnis-Beisteuer, sei es mündlich oder schriftlich, eingeführt, und das konnte nicht ohne reiche Belehrung auch für die Kinder des Hauses abgehen.

Im Anfang der zwanziger Jahre begann für Cleophea ein selbstständiges inneres Leben. Ich möchte sagen, Gott erkannte sie in dieser Zeit persönlich und zeichnete sie mit den geistigen Zügen, die ihr ihr ganzes Leben hindurch ungetilgt blieben. Es ist etwas anderes, von Gott selbst belehrt zu werden, seine leise aber verständliche Stimme zu hören und ihn unter Freuden und Tränen in seinem geschriebenen Worte uns nahen zu sehen, als wenn man in Abhängigkeit von menschlicher Vermittlung bleibt. Cleophea las damals in großer Erquickung und Erhebung die Schrift und empfing aus ihr hellstrahlendes Licht und Leben. Jedes Stündchen, das sie erübrigen konnte, brachte sie in ihrem kleinen Kämmerlein zu, um Perlen zu fischen aus dem Strom der Gnade. So schrieb sie damals: „Die *Liebe* möchte ich singen, reden, denken, handeln, glauben, fühlen, haben: doch du bist zu groß, zu rein, zu gut, als daß ich nur in einem Zuge dich treffen könnte. O Menschen, arm seid ihr, elend, dürftig, schrecklich ist euer Los, wenn ihr die Liebe nicht kennt, die göttliche, die unaussprechlich reiche, die aller Menschen Wohl und Weh mit gleichem Arm umfaßt: *Gott ist die Liebe*.“ „Gott ist gut,“ schreibt sie an einer andern Stelle, „davon bin ich so fest überzeugt, wie davon, daß ich *böse* sei.“ In diese Zeit fallen alle die Lieder, die die Liebe verherrlichen. Es war eine Zeit des Sturmes und Dranges, wo sie oft übersprudelnd in Lobpreisung ausbricht. Die Gedanken von Ps. 8 bewegten sie besonders, die dem Menschen bevorstehende und in Christo begründete Herrlichkeit erfüllte die Seele der Jungfrau. „In mir liegt in Christo der Anfang,“ schreibt sie kühn, „zur gänzlichen Herrschaft über alles, was da ist, lebt und webt – Amen, komme bald, du Anfang und Ende, du

Ursprung aller Kreatur, Jesus Christus, A und O.“ – Gegenüber einem Philosophen mit seinem „wesenlosen erbettelten Kram, der alles in Klassen, Regeln und Ordnungen teile,“ kam sie sich in ihrer gewissen Erfahrung der Wahrheit wie eine Königin vor, „denn Gott gibt den Geist ohne Maß.“ (1819) Mit einer Freundin gleicher Gesinnung und Empfindung schloß sie in jener Zeit einen Bund wie ihn Jonathan und David machten. In einer sinnig feinen Betrachtung über die Geschichte der beiden Freunde schreibt sie einige Jahre nachher: „Wie fest muß ein solcher Bund sein, der *nur* auf den Herrn gegründet ist, wo das Auge der Liebenden wie geschlossen ist für alle Ohnmacht und Todesähnlichkeit, Armut und Gefangenschaft des Geliebten – und nur den Königssohn und König sieht und im *Glauben* so behandelt, als wäre es auch schon offenbar, daß der Herr alle Feinde vernichtet und solche Herrlichkeit geschenkt hat.“ (1823). Dreierlei besonders senkte Gott in der Zeit seiner Heimsuchung in das Herz von Cleophea. Er ließ sie sein einziges Wort finden und seine Stimme aus ihm hören und gab ihr großen Freimut des Glaubens und freudige Liebe an *seine* bereitete Herrlichkeit. Diese Güter behielt sie ihr Lebenlang hindurch und wurde dadurch, wie es ihre Mutter ihr anwünschte, „vielen ein Segen.“

Die Erkenntnis Jesu Christi eröffnete sich unserer Cleophea immermehr an dem Spruche: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Es wurde ihr klar, daß jede geistige Lebensbewegung eine Tat Jesu Christi oder Jesus Christus selbst sei, daß „jeder Gedanke, der zu Gott führe, jeder Wunsch, jede Bitte, die dahin geht, Er nur Er ist.“ „Jede wahre Sehnsucht zu Gott zurückzukehren, jedes Gefühl, daß es die, die beim Vater sind, gut haben, ich aber bei dieser Traberkost umkomme, ist Christus. Alles, was in mir frei ist von Fluch und Verdammnis, was da Zeugnis hat, daß es lebt, was die Güte des Wortes Gottes schmeckt, die Brüder liebt, den Sieg des Glaubens erfährt, was leben kann, was seufzt, was klagt, was dürstet und hungert und sich gerne ausstrecken will nach dem ausgesteckten Ziele, das alles ist Christus, denn nur Er ist *das Leben*. (1823) „Glauben ist Leben,“ schreibt sie an einen angehenden Pfarrer, „Christus aber ist das Leben. Das Glauben in mir oder das Leben in mir, ist also nicht *mein* Leben, sondern *nur* Christus lebt in mir, ich aber bin *tot*: O mein Bruder, das predigen Sie, setzten Sie doch gar nichts neben oder über ihn. Mit ihm, auf ihn, in ihm gewagt, ist nie verloren, immer gewonnen.“ Was kann man gegen die schlagende Beweisführung unserer Cleophea einwenden? Ist des Herrn Wort wahr, ohne mich könnt ihr nichts tun, ist er allein das Leben, und das ist er doch wohl, wenn er sich *das Leben* nennt, so ist es vergeblich von Menschen auch nur *einen Heller* zu erwarten als Zutat zu dem Bekehrungswerk des Herrn. So sah auch Cleophea ihre Bemühungen als Erzieherin an. „Es wird dem Wiedergeborenen, der einmal von Christo Licht empfangen, zur unumstößlichen Gewißheit, wenn er seinen früheren Zustand mit dem jetzigen vergleicht, daß eine allmähliche Veränderung des natürlichen Zustandes, ein Neumachen des alten Kleides, eine Reinigung des Herzens durch menschliche Lehre und Bemühen, durch Beten, Ringen und Wirken von Seiten des Menschen und wäre er auch noch so treu und wachsam, eine ewige Unmöglichkeit sei. Da wir niemals durch uns selbst ins Leben, ins Heilige eingehen können, sondern durch *sein* Blut und Gerechtigkeit, dazu uns nicht *unsere* Bitten, *unser* Zittern und Zagen, *unsere* Mühe und Arbeit helfen kann, sondern *seine* Arbeit in Schweiß und Tränen hat ihm sein Volk erworben, *sein* Gehorsam macht uns gerecht und in *seinem* Namen nur allein liegt all unser Heil – darum glaube ich auch, daß alle menschlichen Erziehungspläne und Anstalten oft wohl sehr lieblich anzusehn und anzuhören sind, aber ins Geistliche eingreifend zum Leben aus Gott wenig helfen, oft viel, viel verderben und verhindern können.“ Von der Wahrheit aus, daß Gott uns nur liebe um seines Sohnes willen, der *in uns* wohne, verwarf sie denn auch mit Entsetzen die Ansicht eines Fegefeuers oder Reinigungshades: „Nein wahrlich von Christo kommt nicht ein Härchen, wenn man so reden darf in die reinigende Pein, er bedarf keiner Reinigung, soll er noch einmal leiden?!“

Immermehr führte sie Gott in die volle Erkenntnis seines Eingeborenen, als den, der unser allgenugsames Teil und unsere Schöne sei. Sie spricht sich in einem Briefe an einen Freund in späterer Zeit so aus: „Ich dachte wohl nicht in jugendlichen Jahren es ganz so, daß der alte Mensch bis ins höchste Alter hinauf sich würde stellen zwischen mich und meinen Christus immer in derselben Weise, in derselben Kraft, stets dieselben widerlichen Sprünge machend. Damals hätte mich dieser Gedanke sehr traurig gemacht, denn noch konnte ich es nicht ganz begreifen, daß wir, obwohl wir wirklich *begraben* sind *mit* Christo, dennoch die Sünde in mir lebt, bis auch ich *begraben* bin, daß wir aber, so gewiß wir das Bild des Irdischen getragen haben, ein Bild des Todes im ganzen Leben, wir auch das Bild des Himmlischen, ein Bild Jesu Christi tragen werden. Das ist die neue Schöpfung, hier in den Windeln verhüllt, unter dem Kreuz verspottet, verachtet von den Fürsten der Welt, aber dennoch *geglaubt* in der Welt, gerechtfertigt im Geiste, aufgenommen in Herrlichkeit. Ist es Ihnen, lieber alter Freund, besser gegangen wie mir? Ist die Sünde vielleicht fort oder sind Sie gelehriger und gehorsamer geworden? Lassen Sie mich, bitte, einmal davon etwas hören, denn ich sehe mich fleißig um nach einer *Verklärung* auf dieser Welt, kann aber *nirgends* eine entdecken. Wenn man Schuberts letzten Teil seines Lebenslaufes lieft, denkt man, er hat's in den Worten, aber das *Wesen* bleibt doch verborgen mit Christo in Gott bis an den jüngsten Tag, wo er dann alle, die sein Fleisch gegessen und sein Blut getrunken, auferwecken wird.“ (1857) Eine Freundin antwortete ihr einst auf einen Brief also: „Du glaubst nicht, wie der tausendmal gehörte, geglaubte, anderen gegebene und wieder selbst in der Anwendung verlorene Rat: ‚Vergiß doch all dein Tun und Lassen, es ist ja unrein!‘ mich aus deinem lieben Briefchen so neu lebendig ansprach, daß ich das Wort als ein neu gefundenes umfassen und alle Verwirrung meines Lebens ohne ferneres Untersuchen weder des Vergangenen noch des Künftigen dem lieben Heiland in den Schoß werfen konnte! (1847.) Man folge dem Rat unserer Cleophea und man wird Ruhe finden für seine Seele, oder stets, wie sie anderswo sagt, ‚mit Mühe und Schweiß im Vorhof arbeiten und doch nie ins Heilige eingehen‘.“

Den Fund des *Wortes* den Cleophea getan hatte, bewahrte sie. Nicht nur sie selbst beharrte bei dem treuen Betrachten der Schrift, welche sie in regelmäßigem Kursus sehr oft durchgelesen hat, sondern trieb auch andere nicht zu Erbauungsbüchern, sondern zur Schrift. Als Erzieherin leitete sie „ihre Kindlein“ in das Wort ein, nötigte sie zu selbständigem Lesen der Bibel und die aus dieser Zeit von ihr aufgeschriebenen Betrachtungen sind wahre Musterstücke von Einfalt, Innigkeit und Klarheit. Wir teilen aus einer derselben Folgendes mit: Gott erschien dem Samuel *im Wort*. „Wohl mag Samuel fleißig sein Früh- und Abendgebet verrichtet haben und ernstlich zugehört, wenn des Herrn Wort vorgelesen wurde, und doch kannte er ihn nicht und sein Wort war ihm nicht *offenbar*. Was ist es doch für ein anderes, von ihm hören und wissen, ihn außer sich anbeten und glauben, oder ihn *kennen*, ihn den *Verborgenen* gleichsam einmal *gefunden*, den *Unbekannten erkannt*, den *Fernen* so nah *ergriffen* und *erblickt haben*. Wie anders ist es sein Wort zu wissen, zu hören, ihn auch zu ehren, als seine *Herrlichkeit* wirklich sehen, seine *Wahrheit* erfahren, seinen *Reichtum* schöpfen. Ach was ist das, wenn sein Wort uns *offenbar* wird, *da* erkennen wir, daß *Gott* das *Wort* ist und daß das Wort unter uns Fleisch ward, Jesus Christus wird uns selbst *offenbar* in dem Worte als das Wort selbst, und wir wissen, daß er der Eingeborene sei, in dem alle Fülle wohnt und daß es *also* beschlossen war von Ewigkeit, daß wir alle in *ihm nur* das ewige Leben haben sollen!“ Es ist überraschend bei einem jungen Mädchen solche Klarheit der Erkenntnis zu finden. Die beste Lektüre der damaligen Zeit waren die Schriften von Lavater und Heß, aber hier findet man das Gut der Reformatoren. Was Cleophea unter *Glauben* versteht, sagt sie uns anderswo so: „Was gibt es köstlicheres als ein Herz, das sich nimmer durch keine Lehre noch Weisheit, durch keine Sünde noch Untreue, durch keine Anfechtung noch Hitze im Glauben an des Herrn Beistand, an seine Liebe stören läßt und also immer in gewisser Zuversicht zu ihm nahen kann, sein Wesen mag so elend beschaf-

fen sein wie es will.“ Es sind dies alles Worte aus sehr früher Zeit, denn wie sie meinte: „Erfahrung macht weise, verändert aber die Grundgedanken nicht. Wie Gott der Baumeister den Grund gelegt hat, so bleibt er liegen in Ewigkeit.“ Sie hatte aber auch *in der Tat* einen freien Zutritt zu Gott, sie wagte es in sein Angesicht zu sehen, und über eine Mauer, vor der Männer mit fromm gefalteten Händen stehen blieben, sprang sie alsbald hinweg. Wo man meinte, sie habe, wie man sagt, eine sittliche Niederlage erlitten, und wäre beschämt, hörte man wohl von ihr das unbegreifliche Wort: „Er hat mich getröstet.“ Sie hielt fest an allen Zusagen Gottes und seine Treue war ihr gewiß. „Er ist treu, ewig *treu* mit uns, denn er ist *gerecht* für uns.“ Vielen Theologen ist das Wort Hebräer 12,2 ein Rätsel, unserer Cleophea nicht: „Der Herr wurde in Gethsemane von einer Kreatur gestärkt, war also wirklich geringer als die Engel, weil er Stärkung von ihnen nahm. Sonst sah er sie immer zu sich auf und nieder steigen, um ihm zu dienen, aber hier ließ er sich von ihnen stärken, als ein Hilfsbedürftiger. O welch ein Leiden, welch eine Liebe war das. Er *wußte nicht*, ob er in diesem Gericht Gottes bestehen würde, er mußte *bloß glauben*, daß ihn Gott doch nicht verlassen werde, aber sehen konnte er aus dieser Nacht in dieser Stunde den Ausgang nicht. Darum war ihm auch unaussprechlich bange davor und darinnen – Er *glaubte* aber und trank im Glauben den Kelch und siegte. Ja das heißt *Glauben*.“ (1823)

Wir wollen hier eine kleine Familienszene herzeichnen, die ein helles Licht auf unsere Freundin wirft. Sie zeigt uns, wie die Kraft des unvergänglichen Lebens, das in sie gelegt war, mit der sie umgebenden eigenen und fremden Vergänglichkeit und Fleischesohnmacht rang. Es ist ein Sonntag Abend. Cleophea hat wie gewöhnlich ihren Bibelabschnitt gelesen, sie hat es diesmal in der französischen Übersetzung getan, die sie besonders liebte. Es sind der Vater und der Sohn zu ihr in ihr Stübchen herunter gekommen, um noch einige Zeit mit ihr zu verplaudern. Cleophea ist erfüllt und lebendig angeregt von dem, was sie gerade gelesen, es war die Gefangensetzung des Paulus und Silas, es war das errettende Erdbeben, das auf das Gebet der gezeißelten Zeugen erfolgte. Sie teilte ihre Empfindungen den Theologen mit und indem sie mit festem Tritt das stützende Fußbänkchen wegschob und sich in gespannter und erregter Haltung erhob, sagte sie mit energischem Effekt: *Il se fit un grand tremblement de terre, aber wir sind versunken im Fleisch und empfangen nichts, ja ihr liegt in Eis und Schnee begraben, aber damals il se fit un grand tremblement de terre auf das Gebet zweier Männer, die gezeißelte Rücken hatten!* – Cleophea war eine Reformierte. Sie war in reformiertem Lande auferzogen, aber das machte sie nicht reformiert. Als ein junges Mädchen verließ sie allein die Heimat, hatte eine dunkle Zukunft vor sich, trat in fremde unbekannte Kreise und empfing nun so viele wunderbare Erfahrungen der Liebe Gottes, sah sich treulich geleitet, *vor andern* gesegnet – was Wunders, daß ihre Seele auf den Felsengrund der ewigen *Gnadenwahl* sank, denn wie sie sagte: „Sollen uns die Erfahrungen der Erbarmung und Treue Gottes in diesem Leben nicht Unterpfänder ewiger Liebe sein?“ Was aber in die Ewigkeit mündet, das ist aus der Ewigkeit geflossen. Sie hat hierüber manchen Kampf in ihrem Leben gehabt und Lindl schrieb ihr in ihr Album: „Wenn Gott *will*, daß allen Menschen geholfen werde, wird er es auch *tun* – erlaube mir diese Frage Cleophea?“ „Auch die Gottlosen in der Hölle müssen ihn preisen, sagte sie öfter, denn sie erkennen seine makellose Gerechtigkeit.“ Aus einem merkwürdigen alten Gedichte, welches sie aus der Schweiz erhielt und sehr liebte, entnehmen wir folgenden Vers, der ihr gewisse Wahrheit enthielt:

Seele, laß uns in die Zeiten
Vor der Zeit zurücke sehen!
Siehe da den Rat der Wächter
Gleichsam wie zu Rate gehen.
Es betrifft die Sünderschaft

Und der Zweck ist, um zu fragen,
Welcher Sünder Palmen soll,
Welcher ewig Schmach soll tragen.

Hier nun trifft auch mich die Reihe,
Mir entweder ew'ge Qual,
Oder Gnade zuzueignen,
Und hier spricht die Gnadenwahl:
Der wird mit genauer Not
Endlich sich der Gnad' ergeben,
Weil ihn Christi Blut besprengt;
Er wird wollen, er soll leben.

Meinst du denn, beglückte Seele,
Daß dein bißchen Wollen macht,
Daß die Gnade dich zu Jesu
Und durch ihn zu Gott gebracht?
Auch dies Wollen ist sein Werk.
Willst du Gott ein Loblied singen,
Magst du ja von Gnad allein,
Nicht von eigener Würde singen.

Sie hat manche schöne Worte über das Abendmahl in ihrem Tagebuche niedergeschrieben. „Im Abendmahl hat uns der Herr eben einen Genuß bereitet, der unsere Vernunft weit übersteigt und doch so wesentlich, so fühlbar ist, nicht sinnlich grob capernaitisch, nicht etwas das leibliche Augen sehen, fleischliche Hände greifen können, aber doch etwas, was eine Gestalt gewinnen, ein keinem Tod unterworfenen Körper werden kann, welcher auferstehen wird am jüngsten Tage – so wahr der Herr Jesus auferstanden ist und im verklärten Leibe *sichtbar* geworden ist seinen Jüngern, deren Augen er aber zum *gläubigen* Schauen erst geöffnet hatte.“ Mit vieler Freude las sie in den reformierten Vätern die Erklärung von Ursinus, in der sie endlich gefunden habe, was sie lange suchte. Sie legte den Abschnitt sauber abgeschrieben in ein besonderes Kästchen. Es heißt darin: „Den *getöteten* und *gekreuzigten* Leib des Herrn *essen* und sein *vergossenes* Blut *trinken*, heißt nichts anderes als in seinem Herzen festiglich *glauben*, daß uns der *Tod* Christi und sein *Blutvergießen* von Teufel, Hölle, Zorn Gottes und ewiger Verdammnis erlöset und zu Kindern Gottes und Erben ewiger Seligkeit gemacht habe.“ Mit heiligem Ernste und mit einer Weihe, die ihrem Antlitz jene ehrwürdigen feierlichen Züge verlieh, die sie auch auf dem Sterbebette hatte, beging Cleophea nach gesammelter Vorbereitung das Mahl der Liebe, „welches er seinen Jüngern bereitete als *sie ihn* verrieten.“

Der Wert einer geschlossenen, unter der Zucht des Wortes flehenden christlichen *Gemeine* war unserer Cleophea nicht in das rechte Licht getreten. Sie „freute sich, wo sie nur immer die Stimme des Bräutigams hörte, sei es in der Staatskirche, sei es unter Sekten.“ „Wo man so eng zusammen saß“ und einer den anderen beobachtete, an ihm herummäkelte und ihn von allen Seiten ängstlich betastete, war ihr nicht recht wohl. An einen Separatisten schrieb sie einst: „Mache die Tore deines Herzens hoch und weit, damit der König der Ehren mit seinem *ganzen* Volke einziehe!“ Ein Grauen

hatte sie freilich auch vor der Staatskirche und dem blutsatten Papst. Einen etwas geharnischten Brief an den lieben Volksblattschreiber, der freilich politische Verschiedenheiten behandelt, schließt sie mit dem schönen Verse, der sich auch auf ihre kirchliche Stellung anwenden läßt:

Wir finden uns wieder in *einem* Reich,
Hoch oben glänzet die Krone –
In Armut sind wir dann alle gleich,
Niemand fragt nach Recht und nach Lohne.
Der *freie Fürst* hat freie Macht im Geben und im Nehmen,
Uns aber bleibt nur frei das Beugen und das Schämen.

Wir können unser Kapitel nicht schließen, ohne noch zwei schöne Stellen aus Briefen mitgeteilt zu haben, in denen sie über jenes geheimnisvolle Kommen und Gehen des Geistes, über sein freimächtiges kräftiges Tun und sein schwaches abwartendes Verziehen, über die Ebbe und Flut des inneren Lebens, wo die eine ein brausendes Meer bringt, die andere einen öden versandeten Grund aufdeckt, sich so ausdrückt: „Wohl kann ich mir denken, daß dein Herz jetzt in Sprüngen geht! Es kommt mir dabei in den Sinn, wie die Jünger des Herrn nach seiner Auferstehung, als er in ihre Versammlung trat, sie anhauchte, ihnen seinen Frieden brachte und ihn dann Thomas als ihren Herrn und Gott anbetete – da sahen sie ihren Gott vor den Augen, berührten ihn mit den Händen, wie mögen sie da vor dem Herrn gesprungen sein diese Lämmlein seiner Herde, sie stiegen über alle Höhen der Erde, alle Rücksichten vergessend und dachten sich schon im neuen Jerusalem! Aber wie fragt er sie da so merkwürdig: ‚Kindlein, Neugeborene, habt ihr nichts zu *essen*?‘ wie lieblich erinnert er sie dadurch, ihr seid noch in der Welt, habt Fleisch und Blut an euch, werdet es bald genug wieder inne werden, wie leiblich und fleischlich ihr noch seid, ja wie bald ihr der geistlichen Speise wieder satt werdet und ihrer ganz vergesst – diese meine Frage soll euch dann zum *Troste* gereichen. So wird es dir auch gehen, mein Bruder. Wenn wir so was Besonderes erwarten und es kommt denn nicht, es geht zwar manch Sämlein auf und bringt Frucht, so geht das Unkraut auch auf und wuchert schrecklich, daß es den kurzsichtigen Menschen vorkommt, *es wäre lauter* Unkraut!“ An einer anderen Stelle theologisiert sie so: „Der, der einen guten Baum geschafft hat, schafft ihm auch gute Früchte, aber *zu seiner Zeit* und dann hat er das Herz so freundlich und bereitwillig gemacht, dann merket das Kind Gottes, daß der Geist Gottes treibt und wer könnte dem widerstehen. O wie lieblich ist dieses Treiben, wie weit entfernt von allem gesetzlichen Tun. Es ist manchmal wenig, *ein Wort, ein Weg, eine* kleine Gabe, welche einen Wohlgeruch lassen sie zurück! Aber wir sollen uns nicht so über die Früchte als über den Geber aller guten Gaben freuen, wir sollen nicht immer auf Früchte *lauern*, wir müssen dies ganz in Gottes Freibegehen legen. Wie der Sohn, der es doch auch wohl wußte, daß ihn der Vater allezeit erhört, ihn doch *nie* mit unzeitigen Bitten bestürmte: selbst wenn seine Jünger hungerten, verlangte er nichts Ungewöhnliches, *für sich nie eine Verklärung vor der Zeit*. O lernen wir davon gerne im Verborgenen und Niedrigen zu bleiben, so lange wie der Vater will. Ich habe eine Scheu vor diesem Suchen nach *Wirkung* und Schauen auf *Heiligung*, da zieht sich gerade des heiligen Geistes stilles geheimes Treiben zurück und der Mensch tritt in sein *Eigenes*. Lasset uns nicht vergessen, daß die Blätter nach einander abfallen und das Bäumchen wird krumm und klein, aber sein Würzelchen bleibt gesund bis zur Auferstehung, wo es neue schöne Blätter hervortreibt.“ Es war von wohltuendem Eindruck, die innere Nahrhaftigkeit ihres christlichen Standes auch aus ihren Worten zu empfinden. Sie machte niemals frommes, leicht gefundenes Geschwätz, brauchte z. B. nie in schneller Aufeinanderfolge, wie es die Scheingläubigen tun, den heiligen Namen des Herrn. Sie liebte und kannte ihren Herrn und ihre Worte gaben die lautereren Bewegungen ihres Herzens wieder. Sie sprach selten von dem, was sie in ihrem Innern erlebte, ge-

schah es, so erquickte es, denn es war aus frischem unverdorbenen Brunnlein genommen. – Wir schließen diesen Abschnitt und sagen von unserer Cleophea: *Sie war eine Freiin Gottes.*

Kapitel II

Was ist der Mensch?

Wer mit Gott lebt und wandelt, *seine* Freiheit und *sein* Leben gekostet hat, findet von diesen unvergänglichen Gütern ein trauriges Gegenbild in dem, was die Erde und was Menschen bieten. Der Glaube an die Liebe Gottes in Christo Jesu überführt von der Nichtigkeit alles Irdischen. Cleophea hatte einen scharf ausgeprägten Zug in ihrem Wesen, der uns bei Frauen selten entgegentritt. Die Erfahrisse ihres Lebens hatten ihn mehr und mehr herausgemeißelt, ein lebendiges Gefühl der Unabhängigkeit von andern, große Selbständigkeit gaben dieser Eigentümlichkeit noch eine hellere Färbung. Es war ihr eine unerschütterliche Lebenswahrheit geworden, die ihr in allem Leid und bei aller Täuschung, bei aller Sünde und Untugend eine reiche Quelle des Trostes eröffnete – daß ein Mensch nichts sei, auch nichts Gutes einbringen könne. Wir haben im vorhergehenden Kapitel die Glaubensgrundlage hiervon offen gelegt, wir wollen jetzt einen Blick in die praktische Durchführung tun.

Es hat so jeder seine Lieblingsworte, die bei ihm wiederkehren. Der Lieblingsausspruch unserer Cleophea war: „Was ist der Mensch?“ oder „sehst den Menschen!“ Es war für manchen eine unangenehme Überraschung, wenn sie damit so ruhig ankam. O wie bitter zürnte ihr einst eine hochadlige, Verehrung suchende Frau, als sie ihr in das gnädig dargereichte Album das Sprüchlein schrieb:

Der Mensch ist nichts im Sonnenschein,
Was wird er wohl im Schatten sein?!

Wer persönlich mit dem Herrn in Gemeinschaft tritt, wer von ihm Rede und Antwort in überzeugender und ergreifender Weise hört, wer seine Liebe und Güte in aufrichtiger Lauterkeit glaubt, empfängt dadurch Freiheit und Sicherheit aller menschlichen Autorität gegenüber. Cleophea konnte es nicht ertragen, wenn man in ihrer Nähe einen geistlichen Lehrer allzusehr verherrlichte. „Sie wissen auch nichts, als nur immer der und der, als wenn der Herr gestorben wäre. Mensch ist Mensch, dabei bleibe ich.“ Ihrem Sohne, der in Tübingen Theologie studierte, schrieb sie einst: „Habe doch keinen anderen Lehrer als den Geist Christi.

Wahrheit, dir lieg ich zu Füßen,
Unterrichte mich aus dir,
Alles was die Menschen wissen,
Scheinet immer trüglich mir;

So sang schon deine Großmutter und deine Mutter sagt das täglich auch. Je mehr man die Armseligkeit aller Menschen erfährt, um so weniger verläßt man sich auf sie. Gott ist alles! Hochgelobt sei sein Name.“ Es mußte natürlich solche ihre Weise für die unerquicklich sein, die an dem Lichte einer gefundenen irdischen Größe ihre kalten Hände erwärmen möchten. (Joh. 5,35). Den Tempel, durch den sich der Mensch heiligt, schmückt er mit allerlei Standbildern, fallen diese um, so verliert der Tempel seine heiligende Kraft und der Mensch fürchtet für sich. Ein offenes Wort von der Nichtigkeit aller Menschen wird selten gefallen. Man hält gar zu gerne *diese* Welt etwas zusammen und glaubt nicht an den ewigen Bestand der großen unsichtbaren Gotteswelt, die aus *unseren* Trümmern ersteht. Es kann ein solcher Erdenabschluß freilich auch sehr verkehrte Schärpen hervorkehren. Es ist nicht das Richtige, wie er sich oft bei unserer Freundin gestaltete, wenn man sich am wohlsten ganz ferne von Menschen in Einsamkeit und Stille fühlt und geselligen Umgang als eine drückende

Last ansieht. Cleophea war oft zu sehr zufrieden, wenn sie des Alleinseins sich freuen konnte und die „Menschen sie nicht quälten.“

In welcher Art sich ihre Stellung in diesem Punkte mit ihrem Glauben vereinigte, sagt sie uns selbst in einem sie ungemein kennzeichnenden Briefe: „Es ist mir so lieb an Ihnen, daß Sie eben nicht schön mit mir tun und doch auch grade nicht schwarz machen, was weiß ist. Ich will Ihnen jetzt etwas schreiben über den Text, den meine Losung an meinem Geburtstage bringt und erbitte mir Ihr Urteil. ‚Ja ich freue mich, daß Gott weiß, ich fürchte Ihn von Herzen.‘ Meine Furcht ist die. Meine Vorstellung seiner Heiligkeit und Vollkommenheit ist so groß, daß ich es nie mehr wage etwas von *eigener* Heiligkeit oder Vollkommenheit vor Ihn zu bringen. Ich glaube nur an eine *einzig* Heiligkeit, Schönheit und Gerechtigkeit. Suche auf der ganzen Erde nichts, was mir gefallen möchte weder bei andern noch bei mir selbst. Mein Bürge bei Gott ist mir vollkommen *gültig genug*. Ein anderes Unterpand suche ich nicht. So bin ich denn aber fertig mit den Menschen. Ihr Urteil verdammt mich nicht. Ihr Gesetz erschreckt mich nicht, ich fürchte mich vor keinem Menschen. Die schärfste Predigt rührt mich am allerwenigsten. Aus der Tiefe des Herzens steigt wohl zuweilen ein Richter auf und sagt dies oder dies ist nicht recht und da gilt kein Widersprechen. Aber der führt ein ganz anderes Gericht als die Menschen. Nicht was sie tadeln, tadelt er, nach außen nimmt er es so genau nicht. Er sieht nur immer das Herz an und will nur wissen ob das ihm zugetan, ob die Haut schwarz oder weiß, fragt er nicht. Wenn nun einer zu mir sagt, sieh doch wie schwarz du aussiehst, so betrübt mich das nicht. Ich lege auch keine Hand zur Waschung dieser Haut an, denn ich weiß, sie wird nicht weiß. Ich kann es denn gar nicht begreifen, wenn Christenkinder noch immer so an sich herum quälen und hobeln – und drechseln doch nie nichts heraus. Dabei fühle ich aber, daß ich mich isoliere und doch soll die Hand nicht sagen zum Fuß, ich bedarf dein nicht.“

Cleophea hatte einen scharfen hellen Blick für Unlauterkeit und gemachtes Wesen, sie merkte es bald, ob jemand im Glauben rein sei und wie sie den Menschen nicht hoch anschlug, suchte sie mit Freimut und Offenheit diesem und jenem „etwas zu sagen.“ Es ließ ihr keine Ruhe, drängte und stieß sie innerlich, bis sie mit frischem Wagnis den Menschen entkleidete. Es war ihr treues Bemühen, die Dinge mit *den* Namen zu nennen, mit denen sie Gott nennt und mancher hat ihr seinen herzlichen Dank später gebracht, wenn er auch anfangs zürnte. Sie hatte ein Grauen vor Heuchelei und der Himmel schien ihr darum so herrlich zu sein, „weil da nur lauter ehrliche Menschen sind.“ Von einem Sendling der Irvingiten sagte sie: „Ein trüber Flor hängt über seinem Wesen. Sich selbst immerfort zu betrügen, ist doch ein schweres Stück Arbeit.“ Sie hatte die Gnade *bekennen* zu können. Ihre reiche und vornehme Tante in Dresden führte sie in Gesellschaften ein. So war sie auch einst in einem rauschenden Getümmel von Unterhaltung und Freude, als an den Mädchenkreis die Frage erging, es glaube doch niemand mehr an das, was in der Bibel stände? Mit den Worten: „Ja ich bin eine Christin,“ trat Cleophea allein aus ihren Genossinnen hervor. Es wurde lautlos still, ein alter ehrwürdiger Herr ging auf die Schweizerin zu und sagte: „Sie allein haben Mut!“ Sie mußte der damaligen Welt ein vollkommnes Rätsel sein und wurde Dresdner Stadtgespräch. – Einst saß Cleophea neben einer vornehmen Dame, die den Tod fürchtete und ihm doch so nahe war. Cleophea konnte ihr in rechter Weise „etwas sagen.“ Das Wort fand guten Eingang und „ich zog fröhlich meine Straße“ bemerkte Freimut, als sie den Verlauf der Sache erzählte. Man achte diese Geschichtlein nicht gering, wir wissen, wie bekenntnislos wir sind und wie wir uns gebunden fühlen von der Macht des Sichtbaren gerade in dem gewöhnlichen Umgange. Wir können hier noch einige interessante Ereignisse aus ihrem Leben mitteilen. Als ihr Mann in seiner eben erworbenen Stellung in Pommern harte Kämpfe mit den ihn umgebenden Rationalisten hatte und er in einer Synodalpredigt offen und frei vor den ergrauten Ungläubigen Jesum als den Sohn Gottes bekannt hatte, schickte das Konsistorium in Betreff dieser Angelegenheit einen Brief an ihn. Es gebot ihm und seinen Gegnern

völliges Schweigen und untersagte den Druck der lärmregenden Predigt. Die damalige Postverbindung mit dem Dörfchen Mütznaw war nicht die beste. Der Postbote hatte den Brief an zwei Bettelweiber zur treuen Besorgung abgegeben. Die Bettelweiber kommen in den Pfarrhof und übergeben ihre Beilage mit den Worten: „Na Frau Predigern, hüt krieg wi uck wat gods, wi bringe wat mit.“ Der Brief war zerrissen, schmutzig und Cleophea öffnet ihn. Die Anforderung des Konsistorium erbittert sie und bald hat sie eine Antwort fertig, in der sie allzu frisch und frei den hohen Herren sagte, daß ihr Mann Recht habe und daß die Synodalen alte Sünder wann, die nur Wein- und Eßkämpfe zu halten wüßten. Die Sache war wahr, die Zustände damals entsetzlich verkommen und jämmerlich. Ein Teil der Räte lachte, der andere war tief verletzt, der Brief kam als merkwürdiges Memorandum zu den Akten. – Als Goßner seine lieben alten Freunde in Mütznaw besuchte, hielt er dort Vorträge vor den Bauern, sie waren sehr methodistisch und voller Wiederholung. Cleophea war nicht damit zufrieden, sie sagte Goßner zart ein Wörtlein darüber. Der konnte es aber nicht vertragen, er fühlte sich noch den unanrührbaren Katholischen Priester. Der nächste Vortrag war nun freilich vor den Bauern, aber nicht für die Bauern, sondern eine donnernde Apostrophe ergoß sich gegen Cleophea, gegen die Leute, die immer etwas Neues hören wollten. Sie nahm es ihm gar nicht übel, es interessierte sie ungemein.

Der Neustettiner Superintendent hatte gerade in dem aufgeregten Revolutionsjahre die Pflicht zu üben, einen liederlichen Pastor zu verhören und ihm seine Absetzung anzuzeigen. Der Ort des Pastors war in entsetzlichem Sturme, man wollte den Superintendenten umbringen und ein Metzger wetzte schon sein Beil. Ein Hauptanhänger des Abgesetzten war ein verschmitzter bösgewandter Spieler. Er schrieb einen infamen Brief an den Superintendenten voller Bitterkeit und Galle – diesen Brief fing Cleophea ab, verbrannte ihn sogleich und antwortete dann in großer Naivetät und Kühle? „Ihren Brief habe ich empfangen, ich bin zu klug um denselben meinem Manne zu geben, wozu soll ich ihm unnötigen Schmerz bereiten?“ Dafür mußte sie freilich nachher Buße zahlen, denn als sie mit zwei Kindern allein nach Berlin reiste, war jener Spieler ihr Reisegefährte und verlästerte sie den ganzen Weg. – Es wird uns nicht wundern, daß sie auch Zweimal unserem lieben Könige etwas gesagt hat, der in gnädiger Herablassung und seltener Liebenswürdigkeit so etwas annahm und der, wenn ihr Mann ihm nahen durfte, auch nach Cleophea fragte.

Es fehlte ihr indessen zuweilen an der rechten, zarten und geschickten Weise, jemandem „etwas zu sagen.“ Nach Wahrheit rang ihre Seele und der Wahrheit suchte sie eine Bahn zu machen, aber gerade in solchem Bemühen mußte sie lernen, daß des Geistes Trieb wohl gut, daß aber das Gefäß von der Erde ist. Eben wo sie dem Geiste folgen wollte, fand sie sich selbst Fleisch. Sie wurde dann hart und ungerecht und betrübte sich und andere. Es gab dann Szenen scharfer und markiger Bewegung und hier wenden wir auf sie selbst ihren Lieblingsspruch an: Was ist der Mensch! –

Klewele – so spricht der Schweizer für Cleophea – hatte überhaupt eine Eisenstirn und es wurde ihr fast unmöglich nachzugeben und ihr Unrecht einzusehen. Sie blieb wie festgekittet auf ihrer Behauptung sitzen. „Gott kann ich es wohl sagen, aber vor Menschen geht es mir nicht über die Lippen.“ Dadurch hat sie sich und anderen manche bittere Stunde bereitet, denn sie war keine Heilige, wie die Phantasie sich solche erträumt, sondern ganz Mensch und alle Kräfte der Erde hätten sie nicht bewegen können ihren aufgestellten Satz zu durchstreichen. Ich finde das sehr tröstlich, denn jeder Heilige Gottes hinkt. Man glaube aber nicht, daß Cleophea bei ihrer Geringschätzung alles Menschenwertes, bei ihrer Ermüdung an dem Irdischen, im Umgange mit Freunden und Brüdern eine kalte Flamme gewesen wäre, die niemand wohlthat. Sie war vielmehr ungemein empfänglich für geistige Gabe und teilte selbst regsam und reichlich aus ihrem eigenen Schatze mit. Sie hatte immer etwas und gab's heraus. – Wo sie einmal durch Gottes Gnade *Liebe* fassen konnte, blieb diese Liebe ungeändert dieselbe. Wem sie wohlwollte, dem blieb sie stets anhänglich und nie ermattend zuge-

tan. Einen zarten Zug ihres Wesens, ein Fußstapf des heiligen Geistes, bildete ihre Hinneigung zu ganz verlorenen verkommenen Menschen. Sie hat hier manchen verborgenen Denkstein des Wohltuns gesetzt. Einst kam eine Bettlerin auf den Pfarrhof, zerlumpt, schmutzig, eine zerfallene Menschenhütte. Sie trug auf ihrem Korbe hinten ein Kind mit schönen braunen Augen und rollenden Löcklein. Das Kind lächelte Cleophea an. Sie konnte es nicht mehr vergessen. Aber wie sollte man die Bettlerin wiederfinden? Nach viel Fragen, durch alle möglichen Instanzen hindurch, durch Drängen und Treiben wurde endlich das Kind erjagt. Cleophea übergab es guten Händen zur Erziehung. So hat sie noch manches Kindlein dem Sumpf entzogen. Für Lumpe und arme Bankroteur, für Unglückssöhne hat sie sich oft bei Gönnern verwandt, „denn wer weiß, ob wir nicht selbst in solche Klasse kommen, denn was ist der Mensch?“ –

Kapitel III

Die kluge Frau

Wir haben unser Kapitel „Die kluge Frau“ überschrieben. So nannten die Müznower Bauern Cleophea wegen ihrer guten Ratschläge in Krankheiten. Sie wollten indessen damit nicht nur ihre Kenntnis in der Heilkunde rühmen, sondern auch andeuten, daß sie etwas weiter sehe als andere Leute. Wahrer Glaube bringt bei manchen Menschen ein prophetisches Licht mit sich, das in der Dunkelheit des Lebens Zukünftiges erhellt. Auch Cleophea hatte zuweilen einen helllichtigen, vorausehenden Blick. In der Zeit ihrer Erweckung bat sie Gott besonders um „ein recht feines Gehör, daß sie den leisesten Ton seines Geistes vernehmen könne und der schnellste Flug seiner Gedanken ihr nicht entgehe.“ Oft saß sie abends stille in der Dämmerung, um zu lauschen und zu horchen. Ereignete sich etwas in der Familie, so sagte sie wohl leise vor sich hin: „Ich wußte es schon vorher.“ Als der Pfarrer von Tippelskirch Giebichenstein verließ, um nach Berlin überzusiedeln und ihr der älteste Sohn dies aus der Zeitung vorlas, sprach sie in freudiger Gewißheit es aus: „Wir kommen nach Giebichenstein.“ Der Sohn antwortete mit spöttischem Lächeln: „Wir?!“. „Ja, meinte sie, dies ist für uns bestimmt.“ Nach einiger Zeit schenkte die Gewogenheit des Königs dem Neustettiner Superintendenten Giebichenstein als Pfarre. Ehe der jüngste Sohn zu Schiffe ging, sah sie ihn lange vorher auf dem Meere, und dem zweiten gab sie als Studenten schon die Vorherbestimmung, daß er in den Hütten bleiben werde, wenn die andern in die weite Welt zerstreut wären. Er blieb in den Hütten, und bei dem Tode der Mutter war von den Brüdern der eine in Afrika, der andere in Amerika. Des Nachts umgab sie eine reiche Traumwelt, aus der sie Aufschlüsse erhielt, oft sehr komischer, spaßhafter Art. Einst träumte ihr, das Mädchen habe den Besen an einen verbotenen Ort gestellt. Voll Ärger darüber habe sie sich hinreißen lassen, ihr eine Ohrfeige zu geben. Als sie des Morgens in das Zimmer trat, stellte eben das Mädchen den Besen an jenen bedenklichen Ort. Die Ohrfeige ging nicht in Erfüllung, der Traum verhinderte sie daran. Ein andermal sah sie im Traume einen Korb mit Äpfeln auf dem Tische stehen, Adolf und Meta saßen dabei. Adolf aß alle Äpfel auf, ließ keinen übrig und Meta weinte darob. Am Abend wurde das Äpfelgesicht wahr. Sie standen auf dem Tische, Adolph aß sie alle auf und Meta weinte darob. Als der Professor Wichelhaus sehr krank darnieder lag, kam an einem Sonntage der Sohn ins Mutterstübchen herunter. Die Mutter empfing ihn mit den Worten: „Eben wurde mir im Schlaf ganz laut gesagt, Wichelhaus ist tot.“ Am Sonntag darauf starb er. Ein Brief an ihren Sohn in Tübingen begann so: „Also bist du wirklich wieder so krank gewesen? In der Nacht abends nach 10 Uhr vom 19. auf den 20. Februar hörte ich einen wunderbaren Ton und zugleich kam eine Angst deiner Gesundheit wegen über mich, ich konnte von Herzen Gott anrufen dein Leben zu bewahren; mußte aber auch noch den folgenden Tag viel an dich denken und für dich beten.“ „Mir ist es,“ schrieb sie einmal, „als rückte ihm meine Seele in der

Nacht, wenn der Leib schläft, viel näher noch und hätte getrunken Lebenswasser und Himmelsbrot gegessen, damit sie wieder weiter pilgern könne, so lange bis das Pilgerkleid in Staub zerfällt.“ – Es ist von vielen erfahren worden, daß, wenn man im einfältigen Glauben und wahrer Not ein tröstendes Schriftwort haben möchte, Gott solch ein Schriftwort gibt. Es wird damit ein widerliches Spiel von denen getrieben, die den Glauben an den verborgenen Gott wegwerfen. Cleophea suchte und nahm solche Antwort in Lauterkeit. Als Braut in großer Not über den Antrag ihres späteren Mannes, erhielt sie den freundlichen Wink: „Nimm ihn und laß ihn dir befohlen sein, und tue ihm kein Leid, sondern, wie er es von dir begehret, so mache es mit ihm.“ Am Anfang ihrer tödlichen Krankheit fiel ihr zweimal das Wort in die Seele: „Ich will wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin.“ Reichte sie auf jenen ersten Spruch in Zuversicht dem Bewerber die Hand, so war ihr der letzte eine gewisse Weissagung des Todes. Und beides war Gottes Weg. –

Es hängt hiermit eine reiche Erfahrung von wunderbaren Gebetserhörungen zusammen. Es ist dies ein sehr zartes Gebiet, und für zartfühlende Leser teile ich aus vielem einiges mit zur Erweckung des Glaubens. Am Tage ihrer Verbindung bat Cleophea zu ihrem Gott, daß er ihr doch einen Sohn schenken möge, der von ihm Zeugnis ablege, weil sie das „ein so unbeschreiblicher Segen dünkte einen Samen zu haben, der ihm diene und ihn verherrliche.“ Sie bekam einen Knaben und nannte ihn Gottesgabe (Theodor). Das Kind wurde nachher krank, es lag sehr schwer darnieder. Der Arzt hatte schon die nahe Todesstunde bezeichnet. Es war Nacht geworden, stürmisches, finsternes Wetter tobte draußen, das Totenkäuzchen schlug schreiend mit seinen Flügeln an die Fenster: der Todesschweiß perlte auf dem bleichen Angesichte des Kindleins. Da rang die Mutter im heißen Kampf mit Gott, dem sie das Kind nicht lassen wollte. Sie gab ihm dann im Glauben einige Tropfen der bekannten *Essentia dulcis*. Es stellte sich mit einmal ein erquickender Schlaf ein. Als am Morgen das Kind erwachte, griff es nach einer Peitsche auf seinem Bette und knallte fröhlich und laut ins Zimmer hinein.

Doch welchen inneren Eindruck nahm Cleophea von diesem Erlebnis mit: „Du hättest ihn ziehen lassen sollen, er ist es nicht.“ Und obwohl sie durch ihr Gebet den frühen Tod zurückbannte, konnte sie doch nicht jenen Todeskeim erdrücken, der gerade aus dieser Krankheit sich festsetzte. Und in tiefem Schmerz schreibe ich die folgenden Worte, denn neben die Erinnerungstafel an meine Heimgegangene Mutter muß ich einen kleinen Denkstein für meinen Bruder setzen, der ihr bald nachgefolgt ist. Mit zitternder Wehmut gedenke ich seiner, denn sein ganzes kurzes Leben war ein nie ermattendes aber fruchtloses Bemühen, die Scherben dieses Daseins zu einem ganzen ihm gefallenem Gefäße zusammenzusetzen. Er suchte immer und konnte doch nicht finden, er wollte sich und anderen Freude und Lieblichkeit bereiten und das Werk zerbrach ihm unter den Händen. Durch treue Arbeitsamkeit, reiche Bildung und saubere fast peinliche Sorgfalt in allen Dingen hoffte er doch endlich eine glückliche runde Summe zu gewinnen, aber es fehlte stets, denn es ist alles eitel und voll Mühe unter der Sonne. Und obwohl er resignierte und zuletzt öden Tod überall sah, pflanzte er doch immer wieder die Hoffnung auf, und dieses Leben suchen und Tod finden, warf einen tiefen Schatten auf sein ganzes Wesen, der dem Bruder sich oft schmerzlich ins Auge malte. Jungfräulich zarte, ungemein edle und noble Empfindungen offenbarend, gerüstet mit einem Widerwillen gegen alles grobsündliche, kannte er *Christum* doch nicht *so*, daß er ihn mit Freuden hätte anrufen können. Er stimmte wohl in den Vers ein:

In dieses Lebens Kampfgewühlen
Bis an des Friedens Morgenrot,
Ist *Schmerz* noch unser tiefstes Fühlen
Der innerste Gedanke *Tod* –

aber seine Fortsetzung war ihm nicht so bekannt:

Drum ließ in Schmerz und Tod die Armen
Der treue Gott uns nicht allein,
Am *Kreuz* voll Liebe und Erbarmen
Ging Gott in unsre Weise ein.

Und hier klingt uns eine schmerzgestimmte Saite aus dem Mutterherzen entgegen, denn sie hatte sich ihn nur dazu zurückgebeten, daß er andere Gesinnung als sie habe und ihr entgegenstehe. Nicht in harter Weise, nein er liebte und achtete sie aufs zärtlichste und wärmste, aber er wollte etwas eigenes, etwas selbst gefundenes haben. „Ach hätte ich ihn doch ziehen lassen,“ klagte sie oft. Doch blieb sie im Gebet für ihn und auf ihrem letzten Krankenlager ließ sie sich in einer Schmerznacht sein Bild ins Bett geben und sah es lange, lange an. Was hatte sie wohl für Gedanken? Es ist doch *mein* Sohn. Und weissagend und im Glauben sprach sie es beim Abschied von ihrer Familie aus: „Ich muß vorangehen und will ihm Wohnung machen.“ Sieben Wochen nach ihrem Tode starb ihr Theodor, der junge hoffnungsvolle kurzzeitige Bürgermeister von Erfurt im fernen Algier und eine fremde Hand hat ihm seine Augen zugeedrückt und Unbekannte haben ihn begraben, aber wir *glauben* eine Erhörung aller unserer Gebete für ihn. Er hat einst in einem Meinungskampf die der Mutter unvergeßlichen Worte geäußert: „Bei meinem Tode will ich mich der Gnade und Barmherzigkeit Gottes übergeben.“ Zur Erinnerung an ihn und als einen hübschen Beitrag für unser Mutterbild teilen wir ein Gedicht von ihm mit, das er als Richter auf seiner einsam schauerlichen Waldburg in Thüringen machte:

Der Kadi von Ranis,

am 14. Dezember 1857.

(Geburtstag der Mutter.)

Auf Felsen gegründet, gewaltig und hehr,
Den feindlichen Stürmen noch bietend die Wehr,
Burg Ranis steht einsam im Osterland,
Den Sassen des Orlagaus ringsher bekannt.

Die Ilse sie hütet in steinigem Grund
Die güldenen Schafe bis heutiger Stund;
Gespenstige Ritter sich zeigen am Wall,
Es klopfen die Geister mit schaurigem Schall.

Verwitterte Zacken und Türme sie ragen hervor,
Es windet an ihnen sich Efeu empor.
Versunken in tiefer Vergessenheit Nacht
Ist früherer Zeiten hochherrliche Pracht.

Dort hauset als grimmiger Hagestolz
Der Kadi von Ranis, ein knorriges Holz;
Ihn lockt nicht die Liebe, ihn reizt nicht das Gold,
Der *Freiheit des Mannes* allein ist er hold.

Die klopfenden Geister, der Stürme Getos,
Ihr klagend Geheul im verfallenden Schloß,
Die Eule, die schwirrende Fledermaus,
Die sind ihm Gesellen, die halten ihm Haus.

Auch heute zur Nacht mit tönendem Schritt
Durch Mauern und Hallen herein er tritt,
Vollbracht sind des richtenden Amtes Müh'n,
Der Kadi sitzt nieder an seinem Kamin.

Und sinnend wohl schaut er in Feuersglut
Verachtung des Treibens der Menschenbrut,
Das lehrt ihn sein Amt auch am heutigen Tag,
„Es liebe, so denkt er, die Menschen wer mag.“

Doch siehe, was stimmt ihn jetzt plötzlich so weich,
Was zieh't ihn mit Macht in ein anderes Reich? –
Auch freundliche Geister am schaurigen Ort
Sind waltend, sie führen ihn eilend jetzt fort.

Des Kadis Gedanken, durchs Orlatal
Sie wandern durch Jena und Naumburg zumal,
Doch endlich bei Halle zu Giebichenstein
Im heimischen Pfarrhaus dort kehren sie ein.

Dort feiert ja heute ihr Wiegenfest
Die Mutter des Kadi. Noch schalten er läßt
Die Geister – sie zaubern ihm her ihr Bild,
Es lächelt ihn an so freundlich und mild.

*Der Kadi gedenket der liebenden Treu
Der Mutter, wie fest und erprobt sie sei,
Der Kadi gedenket der Sorgen und Mühn,
Die sie, die Mutter, auch hatte um ihn.*

Er wünscht, daß heute nun ruhig ihr Blick
Sich wend' auf die Zukunft, sich wende zurück.
Er wünscht ihr zum Feste viel Segen und Freud',
Er wünscht ihr die lauterste Fröhlichkeit.

Und sind auch die Hallen auf Ranis so leer,
Und hört man nur Tosen der Stürme umher,

Nicht einsam geht heute der Kadi zur Ruh,
Die Geister sie führten die Heimat ihm zu.

Gott hört auch manches böse Wort. Einst trug Cleophea ein zartes Kind auf den Armen. Es schrie und lärmte fürchterlich, daß es nicht zum Ertragen war. Als sie an einem Fenster vorbeiging, hob sie es in die Höhe und sagte im Ärger: „So nimm es denn hin, ich bin müde.“ Er nahm es. Und – ach bald mußte sie das „liebliche Blümlein“ ins Grab legen. Man fürchte sich vor dem Hochheiligen! – Aus einem Briefwechsel mit ihrem alten Freunde Elsner entnehmen wir folgende Mitteilungen. (Der Brief ist geschrieben nach dem Tode jenes Kindes.) „Mir ist dies nun bald vergangene Jahr schmerzlich gezeichnet. Als wäre ich in einem Kampfe gewesen und hätte eine tiefe Wunde empfangen. Der Herr kann freilich wieder heilen, aber das Andenken bleibt doch, und die Narbe sieht man öfters. Da wir an dieser Zeit hängen, werden wir denn doch eigentlich auf Erden nur recht getröstet, wenn uns das gerade wieder gegeben wird, was wir verloren haben, darum sagte auch der Herr: ‚*in dieser Zeit* Häuser, Kinder, Mütter.‘ Denn die himmlische Hoffnung ist köstlich, und schrecklich muß es auf der Welt ohne sie sein, aber sie ist eben eine unsichtbare Hoffnung. Von einer solchen Freude, wie viele Christen bei den Schlägen des Herrn empfinden wollen, weiß ich nichts. Ich beuge mich unter seine gewaltige Hand, und schweige meine Zunge, daß sie nichts Übles rede, aber meine Seele spricht doch: Herr, Herr, warum hast du mir dies getan, hab’ ich dies Kind nicht von dir erbeten, aus deiner Hand angenommen und wieviel mal dir im Gebete wieder geweiht, warum nimmst du es mir nun in seiner größten Lieblichkeit und Unschuld wieder weg. Willst du aber mich strafen um meiner Sünden willen? Ja, wie werde ich dann leben bleiben können? Du willst aber kein verzehrend Feuer für mich sein, sondern mein Leben und meine Gerechtigkeit. Sehen Sie, lieber Freund, so hadere ich oft mit meinem Gott.“ – Und wie beginnt der nächste Brief an denselben Freund? „Schon sitze ich wieder und bewege mit dem Fuße das Wiegenkörblein, worin mein helles Mägdlein liegt und schlummert. Denken Sie, wie freundlich der Herr ist! Sie wissen, ich sagte es zu ihm im Gebet, daß er mir wiedergeben müsse auf dieser Welt, was er vor einem Jahre nahm, wolle er anders die Wunde, die er geschlagen, recht heilen; und an dem *gleichen* Tage, wo mein Cleophas in diesem Körblein entschlummerte, legte seine Freundlichkeit nachts um ½ 11 Uhr, das liebe Mägdlein hinein! Ist dies nicht lieblich? Ja, der Herr ist gut und treu! Er tue nur ferner, was er will! Oft denke ich so, nein, nun schreibst du ihm gar nichts mehr vor, sondern willst zufrieden sein mit allem, was er macht. Aber – aber! Nun ich weiß, er hat mich noch lieb, und seine Liebe höret nimmer auf!“ – Neben einer wassersüchtigen, armen Frau saß die Pastorin des Dorfes. Das Ende der Frau stand bevor. Cleophea hatte viel mit ihr geredet, ja sie als eine Jüngerin des Herrn absolviert und gesegnet. Doch es war keine Frucht zu sehen. Die Frau blieb stumpf und roh. Ganz nahe war der Lebensabschluß. Noch einmal bat Cleophea für sie, da öffnete die Sterbende mit einem Male beide Arme gegen ihren Bruder, der ohne Dank ihr viel Gutes getan und sie unermüdlich gepflegt hatte, und rief mit lauter Stimme und freudigem Lächeln: „Vergib mir alles, mein Bruder“ – und starb. Cleophea ging getrost nach Hause, sie besaß eine Schwester im Himmel. – Wie viele Erfahrungen der Treue und Güte Gottes mag sie mit den kurzen Aussprüchen des Lobes Gottes in ihrem Tagebuche bezeichnet haben, die wir nicht wissen, weil sie so etwas zu verbergen pflegte. – Welch eine große Menge kleiner Züge könnte ich indessen doch noch mitteilen, welche Gottes Wundergüte preisen, der mit ungesehener Hand in dem Gewöhnlichen und Alltäglichen des Lebens gibt und nimmt und sorgsam anordnet, was doch nur für kurze Zeit nötig ist oder schnell vorübergehende Freude bringt! Es weiß mancher nicht von denen, die da regieren, weshalb er so und nicht an-

ders handeln mußte, doch siehe, es hat eine unbekannte Frau im Kämmerlein gebetet, welche klug war am Geist.

Kapitel IV

Ihr Mann lobt sie und ihre Kinder preisen sie selig

Wir haben im Vorhergehenden Cleophea nach der Seite ihres Wesens betrachtet, die Gott und dem Unsichtbaren zugekehrt war. Auch hörten wir von ihr, wie sie die Menschen abschätzte und welche Stellung sie ihnen gegenüber einzunehmen sich bemühte. Begleiten wir sie jetzt noch ein wenig in die verschiedenen Lebensstände, in die sie gestellt war.

Was sie als *Frau* ihrem Manne war und sein wollte und was sie wiederum vom Manne verlangte, hat sie in einem geistvollen Aufsatz so ausgesprochen: „Ihr Mann *lobt* sie.“ (Spr. 31,28). Eine wahre Lebensweisheit für jeglichen Mann! Das Lob des Mannes gewinnt bei der Frau *alles*, scharfer Tadel verdirbt *alles*. Wie gerne verdient sich die Frau durch Mühe und Arbeit, durch Dichten und Trachten den ganzen Tag das Lob des Mannes – sie lebt und denkt ja doch nur für ihn, will nur seine Gehilfin in Glück und Unglück sein. Darin unterscheidet sich das Weib wesentlich vom Manne. Der Mann kann durch Ereignisse, Geschäfte, Studien und Werke geistiger Art gänzlich von der Frau weggeführt werden, daß er sie ohne Unrecht zeitweise ganz vergessen kann. Die Frau weiß und fühlt das ohne Schmerz zu empfinden. Sie *sieht* jetzt den *Mann* und freut sich darüber. Die Frau aber kann dies *nie*, von ihr sagt die Schrift: „Das Weib wird den Mann *umgeben*.“ Wo sie auch sein mag, was sie tut oder leidet, ihre Gedanken umgeben ihn stets, sie fürchten und hoffen nur für ihn. Das ist *echte Weiblichkeit*. Der Mann kann zwar durch Geringachtung und Härte auch ein echtes Weib oft in die Flucht vor ihm jagen, aber sie kehrt doch immer wieder, sie hoffet bis zuletzt, sie *liebt* so lange sie *lebt*. Treue ist vielmehr weiblich als männlich. Das lehrt uns auch wieder die Schrift überall. Die Treue Gottes selbst vergleicht sie mit der Liebe einer Mutter. Das Weib führte die Übertretung in die Welt ein; sie hätte sich nicht ferne von dem Manne mit der Schlange einlassen sollen. Doch *ihrer* Liebe und Treue war auch die erste Verheißung gegeben, eine Verheißung, die Übertretung weit überstrahlend. Wie herrlich hielt Weibertreue und Liebe aus unter dem Kreuze. Die Jünger, die *Männer* verließen ihn alle, die Weiber nicht, sie traten hervor wie *er ihre* Schmach trug und weinten um ihn. Darum erschien er auch nach seiner Auferstehung *erst* den Weibern. Er kannte weibliche Natur und zog sie gern in seine Nähe; vergab ihnen viel, weil er wußte, sie liebten denn auch viel und trieben sein verborgenes Werk auch so im Verborgenen und unbekannt vor der Welt. Dem Manne wird das viel schwerer, er will anerkannt und bekannt sein, er will Wirkung und Erfolg sehen und hören. Die Frau aber ist es gewohnt, tausend Dienste zu tun, die niemand erfährt oder darnach fragt – sie säet gern in die Zukunft hinein und kann hoffen, wo nichts zu sehen ist. – Von dem Übrigen nur noch zwei kurze Sätze: Sei der Frau gegenüber niemals Komödiant, sie kennt dich bald, viel besser als du glaubst. Sie liebt dich so wie du bist, aber eine Maske ist ihr widerlich. Die Liebe duldet alles nur keine Verstellung. Prahle nie ihr ins Auge mit deiner Gelehrsamkeit, Kunst etc., sie kennt alle deine Lücken und weiß, wo es überall fehlt, aber sie ist auch am meisten bemüht, dir alles zuzudecken mit ihrem *eigenen* Mantel, dem Mantel weiblicher Treue und Liebe.“

Soll ich die innerste Herzensempfindung der Mutter bloßlegen, so kann ich es nur mit den Worten tun: sie glaubte für alle ihre Kinder ein ewiges Leben. Wie sie am Anfang ihres ehelichen Lebens die Verheißung erhalten hatten: „ich habe dir geschenkt alle die mit dir schiffen,“ hielt sie an solcher Verheißung unerschütter fest. Allem Widerspruch entgegen, aller Täuschung beharrte sie dabei, daß ihr Same Gottes sei. Ergreifende Briefe konnte sie an solche ihrer Kinder schreiben, von denen sie fürchtete, daß sie einem fremden Gotte dienten. Es erregte sie aufs tiefste, wenn sie sah,

daß Fleisch von ihrem Fleisch nicht den anbetete, der ihr alles war. „Ich kann es nicht glauben,“ sagte sie wohl, „daß mein Sohn sollte Gott nicht kennen.“ Alles vergaß sie und übersah sie, wenn ihr nur die Hoffnung blieb, daß doch noch eine Verbindung zwischen ihrem Kinde und Gott sei. Durch Regel und Gebot wollte sie nicht erziehen, denn „das Gesetz ärgert,“ aber sie suchte durch stets gleichbleibende Liebe das Kind an sich zu fesseln, und es so in sich bei dem Herrn zu erhalten. Sie verdarb oft durch Verzärtelung oder durch Härte, aber ihr dringender Glaube riß ihre Lieben immer wieder aus aller Not und Schande heraus und ebnete ihren Weg. Sie begann in ihren letzten Jahren eine Lebensbeschreibung zu entwerfen, kam jedoch nicht über eine zärtliche Anrede an ihre Kinder hinaus, aus der wir folgendes Mutterwort entnehmen: „In jene Welt des Lichtes berufe ich euch, meine vier lieben Kinder. Eure Vokation dazu hat mir der Herr mit unvergänglichen Buchstaben ins Herz geschrieben, schon ehe eure Tage da waren und ihr im Verborgenen bereitet wurdet. Zwei von den mir geschenkten nahm er gleich in jene himmlischen Gefilde, wo keine zarte Blüte mehr durch Frost getötet oder durch Hitze versengt wird. Unaussprechlich freue ich mich, diese herrlich herangewachsenen Pflanzen Gottes wieder zu finden und zu erkennen, damit wir alle, dann eine achtsaitige Harfe zusammen, ein volltöniges Loblied unserem Gotte darbringen können. Er ist ein Meister der Töne und wird von diesen acht Saiten noch manchen Ton herausrollen lassen in die Höhe und Tiefe, Weite und Breite, ihm zur Ehre und uns zur ewigen Freude!“

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die *Hausfrau*. Wir wollen damit unser Lebensbild gleichsam durch den äußeren Vorhof abzäunen. Geistig begabte Frauen sind oft schlechte Haushälterinnen. Sie ziehen sich in ihr heimliches Gedankenstübchen zurück, bauen sich einen Phantasiehimmel und überlassen anderen ihre Berufsarbeit. So war Cleophea nicht, eine praktische, tätige und regsame Frau war sie der erhaltende Quell für das ganze Hauswesen. Sparsam, reinlich und bekannt mit der Geheimkunst mancher Frauen, aus nichts alles zu machen, wirkte und wachte sie in nie aufgehörender Treue und Arbeitsamkeit. Ihr Lebenlang mit ungeschickter Bedienung sich abmühend, war sie es oft allein, die alles tat. Dabei hatte sie von „dem Schmerz ihrer Finger“ nichts, denn die Freuden des Trankes und der Speise waren ihr durch Magenbeengung fast ganz abgeschnitten, was sie erwarb, erwarb sie für andere. Anspruchslos in ihren Bedürfnissen waren alle ihre Lieben besser versorgt als sie und wenn die Not unerwartet ins Haus fiel, hatte Cleophea stets vorher einen Notpfennig bereitet und weggelegt. – Hat Gott sie in ihrem Leben reichlich gesegnet, so hat sie doch darin am meisten empfangen: nicht zu ermatten in dem Gewöhnlichen, Geringfügigen und am wenigsten Belohnten: Das sind ihre guten Werke, die glanzlosen Werke des Berufes, köstlich vor Gott. –

Kapitel V

Der Heimgang

Wir glauben dem Charakterbilde unserer Cleophea keinen besseren Untergrund geben zu können, als wenn wir ein Geschichtsstück aus ihrem Leben mitteilen und zwar aus den letzten Tagen ihres Erdenwandels. Wir wollen damit ein versiegelndes *Amen* auf das Ganze drücken. War doch *Amen* ein Lieblingswort der Cleophea, sie hatte einen Gott voller *Amen* auf ihre Gebete, und konnte nur Ruhe finden, wenn sie es festiglich mit ihm abgemacht hatte. Wir können sie nicht besser in einem Satze zeichnen, als wenn wir sagen, *sie wollte* und *fand* ein *Amen*. Wir führen den Leser in das Giebichensteiner Pfarrhaus. Es war hier den Sommer 1860 manche Not eingekehrt. Es häuften sich trübe und bittere Erfahrungen. Kaum hatte man mit dem jüngsten Sohn ungemein Schweres überstanden, als der älteste, aus seiner eben erworbenen ehrenvollen Stellung durch ein heftiges

Brustleiden herausgerissen, als ein bleicher kränkender und niedergebeugter Mensch vor die noch nichts ahnenden Eltern trat, um in ihrem Hause sich niederzulegen. Der dritte sollte ein Pfarramt antreten und die Hindernisse, die man ihm in den Weg legte, vermehrten die Wolken, die das so lieblich gelegene Pfarrhaus umschatteten. Niemand empfand dies wohl tiefer als die Mutter. Die Liebe wacht, und manche Nacht durchwachte sie in der treuen Mutter sorgend und betend. Niemals in ihrem Leben war sie in solcher Bedrängnis gewesen, obwohl sie von Jugend auf manches gelitten. Viele Umstände machten es nötig, daß der junge Sohn Europa Valet sage und eine neue Heimat in dem Lande des Wagens und Gewinnens suche. Schickt man ein Kind über Wasser, so hat man ihm viel mitzugeben, denn man gibt es ihm vielleicht als das Letzte. Die Mutter hatte manche Sorge und Arbeit, doch tat sie es gerne, denn der Weg war weit, und wer weiß, ob er wiederkehrt. Dabei wollte der Kranke Pflege und Teilnahme und bedurfte noch mehr als dies Fürbitte und Vertretung vor Gott. Eine Mutter hat für ihre Lieben immer gedoppelte Mühe, denn sie fühlt gedoppelt. Rastlos tätig suchte sie alles zusammen, schrieb manchen Brief für den scheidenden hübschen Jungen mit den braunen Augen und üppigen Haaren, denn er war ihres Herzens Liebling. „Ach es ist doch ein prächtiger Junge,“ klagte sie einst, „und muß weggehen!“ Ehe aber der jüngere wegging, verließ der ältere das Haus. Er sollte ein südliches Klima aufsuchen und ging über Kissingen nach Algier, das ihm zum Winteraufenthalt bestimmt war. So wollte der eine nach Afrika, der andere nach Amerika.

„Sie sind wie Vöglein mir entrissen
Und aus der Hand geführt.“

Not gewöhnt an Not und auch Merkwürdiges wird einem gewöhnlich, denn das Herz ist so matt, und wo man für alles gefürchtet fällt einem einzelnes nicht mehr auf.

Schon war die Ausrüstung des Auswanderers reichlich geschafft, als die ernste Hand Gottes die Mutter traf und sie an ihrem Leibe anrührte. Schon lange hatte sie an Luftbeengung und Magenschwäche gelitten, diese Übel wurden stärker. Es sei ihr hier ein Denkmal ihrer Treue gesetzt. Sie hat zehn Jahr hindurch keine ordentliche Mahlzeit halten können, welche sie doch stets reichlich bereitete. Sie mußte meist zusehen, wenn andere durch ihre Mühe lebten. Es quälten sie jetzt schreckliche Beklemmungen, schlaflose Nächte. Die Krankheit überfiel sie stoßweise, und eben in solchem Stoße mußte sie an einem Abend ihrem Liebling Lebewohl sagen. Die Sache ließ sich nicht aufschieben, es war alles geordnet, – er mußte fort. Und da war Leib und Seele aufs tiefste erschüttert, als sie sich über ihren Jüngsten neigte, um ihn an ihr Herz zu drücken. „O mein liebes, liebes Kind, Gott bewahre dich.“ Doch schied sie nicht ohne *den* Trost, der ihr allein Wert hatte. Sie hatte vorher mit ihm im Kämmerlein gebetet und hatte auf ihre Frage, ob *er* auch noch zu seinem Gott bete, die Antwort bekommen: Ja wohl! Und er ging ja zunächst zu zwei wackeren Brüdern der Mutter, die den Jüngling dort einweisen sollten. – Es war eine helle Nacht und Gottes Sterne blinkten, als der Vater und der Bruder den Weggehenden aus dem im Halbdunkel sich verbergenden Pfarrhause geleiteten. – Die Krankheit der Hausfrau nahm bald ab bald zu. Ein Brief aus der nördlichen Ausfahrtstadt ließ lange auf sich warten. Die Verhältnisse erlaubten keine frühere Nachricht. „Muß man denn alles so erschmerzen?“ sagte die Kranke, als nach mehreren Tagen noch keiner da war. Die Leibesnot wuchs durch mehrere Wochen hindurch zu einer schrecklichen Höhe. Die Beklemmungen waren so heftig, alle Luft fast abgeschnitten, daß sie jede Nacht mit dem Tode kämpfte. Immer drohte ihr Erstickung, jeder begonnene Schlaf endete mit einem ängstlichen Auffahren und Erschrecken. Da ward ihre Seele müde und matt. Die Ärzte konnten nicht helfen, der eine brauchte seine ganze Apotheke durch. Es kam wohl Linderung, zuweilen ein stärkender Schweiß, aber die Angst, die namenlose Angst hörte nicht auf. Einmal war es ihr so heiß um die Brust, da rief sie: „Hebt mich aus dem Bette, setzt mich auf den Stuhl, entfernt die Vorhänge, – ich muß meinem Gott

ins Angesicht sehen, ob er mir noch gnädig ist.“ – Welche Wolken kann Gott um die Seinen zusammenrollen! Die Seele der Mutter war vertrocknet, ausgeschüttet wie Wasser. Mehrere Wochen kein Schlaf. Ihr Magenübel erlaubte wenig Speise, oft nur ein Löffelchen voll. Der Herzschlag war ganz zerstört, bald heftig, bald verrinnend. „Ich muß verzweifeln,“ sagte sie einst zu ihrem Sohne, „er erhört mich nicht mehr. Gibt es denn gar keine Hilfe gegen diese Angst?“ Und es gab keine, da war niemand und Gott war ferne. „Betet, daß er die Anfechtungen des Feindes von mir nehme.“ Heftige Stürme tobten gerade in dieser Zeit, – sie dachte an ihren Sohn auf dem Meere. Doch das Glaubenslicht ging nicht aus. Immerdar fachte es Gott ihr wieder an durch einzelne Sprüche, die sie Jahre lang einfältig gebraucht und die manche Data aus alter Zeit trugen. Oft bekam sie den Spruch: „Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.“ Wenn im Nebenzimmer Abendandacht gehalten wurde, so mußte es recht laut gelesen werden. Einst stimmte sie auch mit leiser klagender Stimme in jenen schönen Liedervers von Gerhard ein: „Breit aus die Flügel beide“ etc. – ob sie nicht ihren Gott bestimmen könnte, ihr etwas Schlaf zu geben. – Doch es kam kein Schlaf, es kam vielmehr eine Nacht, welche Schreiber dieses unvergeßlich sein wird. Sie saß auf ihrem Lehnstuhle, die Angst hatte sie mit sinnenraubender Macht überfallen. Da bestürmte sie ihren Gott mit den stehendsten Bitten, er solle ihr doch helfen, er könne sie doch nicht verlassen. Ihr Gebet hatte Kraft und gewaltigen Drang. Sie wies auf einen Stuhl im Zimmer hin und sagte: „Sieh, auf jenem Stuhle saß ich vor so viel Jahren und war krank und es war gerade niemand zu Hause, als meine Not so wuchs, – und da halfst du mir, als ich zu dir rief, und es fiel mir wie Schuppen vom Leibe, – hilf doch wieder!“ Das Elend blieb, die Hilfe verzog. Es ist eine Wahrheit der Schrift, daß Gott sich mit den Seinen wie in Gnade und Barmherzigkeit, so auch in Gerechtigkeit und Gericht verlobe. Es ging sehr viel inneres Gericht an der Leidenden vor, besonders in den langen schlaflosen Nächten. Sie sagte öfter: „Der Herr hat mit mir geredet und hat mir dies und jenes gesagt.“ Einst saß der Sohn neben ihr auf dem Bette, als sie ihn mit ernstem Blicke ansah und zu ihm sprach: „Gott errät manches was wir nicht wissen. Ja er errät manches.“ Dies war von einem Ernste und einer Schärfe begleitet, die dem Sohne die Zunge band und jedes falsche Trostwort abschnitt. „Ach wir sind nicht besser als alle anderen,“ meinte sie einmal, „was sind wir?“ Wenn sie in ihrer ängstlichen Stellung unter Schmerz und Druck auf ihrem Lager saß, brach sie oft in Klagen vor Gott aus: „Sieh mich armes elendes Weib doch an – um deiner Barmherzigkeit willen erbarme dich – ich bin ja nichts als Unglück – hilf mir doch.“ „Was hat er denn an mir, was bin ich denn? Nichts – eine Sünderin. Warum drängt er mich so? Nichts als Sünde ist in mir – was versuchst du mich so?“ Was ist das schmerzlichste für einen Wahrgläubigen, für ein erwähltes Kind Gottes? Es werden ihm seine einzelnen Sünden Not machen: – so wurde die Kranke davon überführt, daß sie oft zu leidenschaftlich und heftig gewesen wäre; aber viel mehr Not wird es ihm bereiten, wenn es ihm scheint, als zöge sich der Herr von ihm zurück, *als wolle er ihn nicht mehr*. „Ich weiß nicht rückwärts noch vorwärts. Nur einen Weg möchte ich sehen in dieser Dunkelheit. Er zeigt mir keinen Weg. Niemals war ich in solcher Klemme mein ganzes Leben hindurch.“ Obwohl so trostbedürftig, wies sie doch jeden falschen Trost zurück; – auf eine etwas breit auslaufende, predigtartige Erörterung, etwas von Belehrung, sagte sie in ihrer klaren, auf Schrift und Erfahrung gegründeten Erkenntnis auch einmal bei aller Not: „Ihr seid wie die leidigen Tröster Hiobs. O ihr Pastoren, verständet ihr doch dem Geiste Gottes zart nachzugehen. Was ist es doch Zartes um das, was Gott in uns in solcher Trübsal schaffen will. Versteht ihr das nicht, könnt ihr nur stören, aufhalten, ja verderben. Ach! hat er das Herz in solchem Elend zerbrochen – und ihr versteht nicht zur Heilung darzureichen – tappt so roh hinein.“ – Da schloß sie: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ etc. Dann rief sie: „O wie gerne möcht ich sterben! Laß mich in Frieden sterben.“ Das Sterbenwollen war *tief aufrichtig*. „Merken Sie noch nichts vom Fieber, Herr Doktor? Ach wenn doch das Fieber erst käme!“ Am Anfang ihrer Krankheit hatte sie

sich zweimal hintereinander den Spruch gezogen: „Ich will wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin.“ Es war ihr dies eine Weissagung ihres Todes. Einst ließ sie den Sohn plötzlich herunterrufen und teilte ihm freudig mit, daß sie seit zwei Tagen etwas von Fieber bemerke. „O Gott sei Dank, er zeigt mir doch einen Weg. Sterben will ich, nur die Angst nicht.“ Niemals bemerkte man an ihr ein heftiges Verlangen, hier zu bleiben. Das Scheiden war ihr kein Grauen, aber die Angst vorm Ersticken. „Ich würde manches besser machen wollen, wenn mich Gott noch leben ließe, – aber – der Mensch ist zu nichts nütze. – Ich habe *nie* ein gutes Werk in meinem Leben getan, wird man auch Sünder im Himmel brauchen können, ja Adolph, wird man solche Leute brauchen können?“ – Sie war oft so entleert, so verschmachtet, daß ihr die Psalmen zu stark däuchten. „Lies etwas aus den Evangelien, ich muß *Ihn* sehen in seiner Erbarmung.“ Sie war indes selbst eine Psalmistin, auch faßte sie einmal Ps. 71 recht an. – Das Pfarrhaus zu G. war umnachtet, es war Vater, Sohn und eine treue Pflegerin aus dem benachbarten Pfarrhause („der Trostengel“) wund und stumpf geschlagen.

Es ist Sonnabend den 13. Oktober geworden. Ein heftiger Anfall füllte den Morgen aus. Es war schon viel von Todeskampf darin. Die Hände kälteten schon ab, der Leib zitterte. Als Schreiber dieses nach der Stadt eilte, um noch die letzte Arznei zu holen, begegneten ihm auf seinem eiligen Wege zwei Kindlein, die sich untereinander was erzählten, und das eine sagte zum andern: „Da nun *deine Mutter tot ist*“ – Nur diese Worte wurden gehört, – sie sollten sich bald erfüllen. Gleich nach dem Anfall hatte sich eine ganz schmerzlose Stunde eingestellt. Es wurde eine Stunde lieblicher und zärtlicher Vereinigung mit ihrem Manne. Es war ein brautliches Zusammensein, wie in den Tagen als sie sich zuerst fanden. Es war ein Vorgeschmack der Erquickung, die sie bald völlig genießen sollte. Sie ordnete noch einiges an, nicht sowohl im Irdischen; sprach für jedes ihrer Kinder einen Wunsch aus und betete für sie, wie auch für die liebe Pflegerin. Hoffnung erfüllte sie auch für den Ausgewanderten, es werde noch etwas Rechtes aus ihm werden. Die Theologen bat sie wacker weiter zu arbeiten, das *Evangelium* zu predigen und keinen Käse zu machen, wie sie sich ausdrückte.¹ Ihr Abschied nahete heran. Noch einmal sollte sie leiden, – es war die letzte schreckliche Not. Ihre Blicke waren angsterfüllt, die Hütte wankte. Der Doktor selbst verließ das Zimmer und klagte ehrlich und aufrichtig über seine Bettelkunst. In dieser Zeit lag einer in dem Nebenzimmer auf den Knien und wollte Gott den Abschied geben, wenn er jetzt nicht helfe und rette. „Wenn es einen Stein jammert, warum jammert es dich nicht?! Lebst du, so hilf! Wie kann ich deinen Namen den Menschen anpreisen, wie kann ich von dir reden, wenn du schweigst und stumm bist?!“ Der Betende stand auf mit der Überzeugung: Er kommt zu erlösen. Er nimmt die Seinen zu sich, seine Hülle ist Wolken und Dunkel.

Und Gott kehrte wieder mit seiner Gnade und seinem Troste. Sein Friede kam mit sanftem Flügelschlag. – Was sie, mehrere Wochen hindurch nicht konnte, konnte die Kranke jetzt, ruhig und still liegen. „Gott kann alles erträglich machen“ sagte sie. Als man sie fragte, ob sie nicht etwas wolle, erwiderte sie: „Wenn man Gott hat, braucht man nichts weiter.“ Die Gewißheit ihres nahen Todes erfüllte sie, und erfüllte sie mit Freuden. Sie sah das Ende aller ihrer Leiden. Oft faltete sie die Hände auf dem Bette und schlug ihre Augen mit unendlich lieblichen und verklärten Blicken nach oben, ihre Stimme war heiser und schwach, doch gerade diese heiseren, aber von Liebe, Geduld und Vertrauen gefärbten Töne hatten etwas tief ergreifendes und zermalmendes. Es hat Schreiber dieses einmal über den Spruch gepredigt: „Er wird das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen.“ – was aber ein zerstoßenes Rohr sei, lernte er hier erst. Ein schwaches, ohnmächtiges und zerbrochenes Gefäß war angefüllt mit den Strahlen der Erbarmung Gottes. Die größte Schwäche und Nichtig-

¹ Dem Vater trug sie auf: „Sage Adolph, der nächstens zur Ordination geht: er solle ein tüchtiger Pastor werden und reines Evangelium predigen und teilen.“

keit war verbunden mit einer Friedensstille, einer lieblich ernsten Weihe, wie ich nie ähnliches in meinem Leben sah. Es konnte einen zu Boden ziehen dieses ohnmächtige Nichts, das doch alles hatte in der Gnade seines Erlösers. Solch Gefäß rührt der Teufel nicht an, die Engel tragen es in Abrahams Schoß. Hier war Glaubensgewißheit, hier war Liebe zu Gott und zu Menschen: aber eben die Schwäche, der sich allmählich losringende Geist, gaben dem allen einen unbeschreiblichen Ausdruck. Als der Vater geweckt war, bat sie ihn noch um eine Gottesverheißung. „Vaterchen, lies mir noch eine Gottesverheißung und sprich mir das Vaterunser.“ Das Vaterunser liebte sie immer besonders. Der Vater fragte sie: „Hast Du den Herrn Jesum?“ „Ja Amen, *ich habe Gott*.“ Mit Liebeslächeln vergalt sie jeden Spruch, den man ihr vorhielt und erwiderte ihn mit Amen, Amen. Als der Sohn herunterkam, mußte er sie noch unter Tränen segnen für ihre Liebe und Treue. In seinem Kommen sah sie alle Kinder kommen und rief sie mit zärtlichen Namen. „Sie kommen alle.“ Noch immer kam auf jeden Spruch ein versiegelndes „Amen.“ Der Tod ist verschlungen in den Sieg, Tod wo ist nun dein Stachel? Hölle wo ist nun dein Sieg? „Amen, Amen“ – tönte es von den Lippen der Sterbenden. Dreimal sagte sie auch mit Entschiedenheit und die Hand ein wenig erhebend: „Tod – Tod – Tod – ist das der Tod?“ und dann: „Amen – Amen – Amen –,“ und lächelte dabei. Wir hoben sie ins Bett von dem Stuhle, auf dem sie saß. Es war der letzte Dienst. Sie legte sich auf die Seite, ihre Glieder dehnten sich, jetzt lag sie auf der Seite, auf der sie so gern einmal liegen wollte. Die Lungen ermatteten, der Atem schwand, das Auge bestreute sich wie bei Toten, noch ein kleines Geräusch im Halse – und sie starb unbemerkt. Gleich nach dem Tode überzog ein wehmütiger Schmerz das ganze Gesicht – sie hatte gelitten. Nachher wurde ihr Ausdruck edel und licht – sie hatte *überwunden*. Die Tageslosung lautete: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit von nun an bis in Ewigkeit – *Amen*.“

Amen, nur Gott –
Er meines Herzens Regierer
Bleibe mein Teil und mein Führer
Bis in den Tod.

Cleophea.

Cleophea will jetzt noch einmal dem Leser nahen – in Poesie. Ihre Gedichte sind kein ausgefeiltes künstliches Geschmeide, es sind einfach liebliche Blümlein, welche sie im Verborgenen und in Eile pflückte und in ein einsames nicht gesehenes Glas stellte. Einen großen Teil derselben lernte ihre eigene Familie erst nach ihrem Tode kennen. Es sind kleine spiegelhelle Wässerlein, in denen sich ihr lauterer klares Gemüt als Widerschein sehen läßt.

SANKT GALLEN

1797–1820

Gott überall

1817

Herr, deiner Schöpfung Herrlichkeit
Oft königlich mein Herz erfreut,
O wie erscheinst du lieblich hier:
Du lebst, du wohnst, du wirkst in ihr.

Ja sehet, welch ein herrlich Bild,
Wie göttlich groß, wie menschlich mild
Ist alles, alles hingestellt –
Auch nicht ein Strichlein ist gefehlt.

Seht dieses Berges schöne Höh',
Sie spiegelt sich im kleinen See.
So sehen wahre Größe wir
Im Widerschein des Kleinen hier.

Und dann die kleinen Hüttchen all
Wie hingestreut auf Berg und Tal,
Ja allen brennt ein Fünklein still,
Das nie der Herr verlöschen will.

Die Pflanze, die des Vaters Hand
Hat hingesät in jedes Land,
Die kennet er, wo sie auch sei
Und pfl eget sie mit Muttertreu.

Wir sehen, wie der Sonne Licht
Sich in so viele Farben flicht:
Hier grün, da blau, dort rosenrot:
Ein treffend Bild vom lieben Gott.

Eins öffnet sich in dunkler Nacht
Und preist verborgen Gottes Pracht,
Dies andre glänzt im Sonnenschein
Und schaut in ihren Glanz hinein.

Der Himmel wäre nicht so blau,
Beschien er nicht die grüne Au:
Dort ist, was hier noch häßlich war,
Dann göttlich rein und himmlisch klar.

Wir freuen uns hier nach der Nacht,
Weil sie erhöht des Lichtes Pracht:
Wer Gaben hat, der freuet sich
Des ärmren Bruders inniglich.

Einst send't er seine Schnitter aus,
Zu sammeln alle in sein Haus:
Mit neuen Gaben er die Seinen
Zu einem Ganzen will vereinen.

Die Liebe ist's, die alles trägt,
Sie glaubet, hoffet, nährt und pflegt.
„Ich liebe, spricht der liebe Gott,
„Liebt auch, so tut ihr mein Gebot.“

„Getilget hab ich Fluch und Pein,
Ihr sollt mir gleich wie Brüder sein.
Ja liebet nur und glaubet doch,
Leicht ist die Last, sanft ist mein Joch.“

O Himmel, Erde, lobet heut
Mit mir des Herrn Herrlichkeit.
Ihr Menschen, rufet in dies Chor
Ein starkes: Lobe Gott! hervor.

1819

In Einsamkeit, in stiller Nacht
Umweht mich süße Ruh.
Die Sorge schläft, der Glaube wacht,
Es schließt die Welt sich zu.
Ich bin mit meinem Herrn allein
Weiß nichts von Schämen mehr,
Des Herzens Not, der Seele Pein
Zähl' ich ihm alles her.

Wie Nebel flieh'n die Schmerzen
Dann weg aus meinem Herzen.

In Gottes Wort, in seinem Licht
Geh'n mir die Sterne auf.
„Auf Erden sollst du säumen nicht!“
Verkündet mir ihr Lauf.
Sie ziehen schnell vorüber hin,
Doch wenn das Auge wacht,
So gleichen Feuerflammen sie
In einer dunkeln Nacht.
Ihr lieben Gottes-Sterne
O seid mir niemals ferne.

Geistesfreiheit

Geistesfreiheit! Trost des Lebens!
Du, der Menschen höchstes Glück!
Geistesfreiheit! Kron' des Lebens!
Emsig suchet dich mein Blick
Unter aller Menschen Glück.

Geistesfreiheit! alle Bande
Eitler Menschen sprengest du!
Geistesfreiheit! Schmach und Schande
Zwingest und verschließest du
Unter meinem Fuße zu! –

Geistesfreiheit! Mein Gemüte –
Jeder Pulsschlag preise dich!
Geistesfreiheit! Gottes Güte,
Gottes Weisheit wird durch dich
Mir verkläret königlich! –

Geistesfreiheit! Wieder kommen
Bist aus Gottes Welten ja!
Jesus Christus ist gekommen!
Gottes Wort ist lauter Ja!
Geistesfreiheit! du bist da! –

Wiederseh'n.

Wiederseh'n!
Wort des Lebens! O wie schön
Tönst du uns aus Gottes Munde,
Wenn in mancher dunkeln Stunde
Suchend wir gen Himmel seh'n.
Wiederseh'n! –

Wiederseh'n!
Schnell, wie Geisteslüfte weh'n,
Mehrest du des Herzens Liebe!
Hebst den Blick, von Mangel trübe!
Läßst uns durch die Seele weh'n –
Wiederseh'n!

Wiederseh'n!
Wort! du kannst nicht untergeh'n!
Alles was uns hier im Leben
Unser Vater hat gegeben,
Spricht – und kann nicht untergeh'n –
„Wiederseh'n!“

Wiederseh'n!
Was mein innres Aug' geseh'n
In der Seele tiefstem Grunde,
Bracht' auch nie ein Wort mir Kunde,
Bleibt in meiner Seele steh'n –
Wiederseh'n!

Wiederseh'n!
Meines Geistes stillstes Fleh'n,
Seit ich meinen Vater kannte,
Ehe noch die Lipp' ihn nannte,
Werd' ich einst ohn' Untergeh'n –
Wiederseh'n!

Wiederseh'n!
In des Himmels klaren Höh'n
Werd' ich manche Kräfte üben,
Die ich hier nur konnte lieben –
Ahnen nur, und nicht versteh'n –

Wiederseh'n!

Wiederseh'n!

Wort voll Glauben! Wiederseh'n
Werd' ich mein verlornes Wesen,
Durch den Sohn frei und genesen.
Herrlich wirst du aufersteh'n –
Wiederseh'n!

Wiederseh'n!

Schöpfung! du wirst wiederseh'n
Gottes Bild auf Erden wandeln,
Herrlich herrschen, göttlich handeln,
Ewig – ohne Untergeh'n –
Wiederseh'n!

Wiederseh'n!

Gottes Liebe werd' ich seh'n,
Die ins ew'ge Leben quillet
Klar und hell in mir erfüllet.
O dann werd' ich dich versteh'n –
Wiederseh'n!

Wiederseh'n!

A und O! dich werd' ich seh'n
Mit den unzählbaren Scharen
Aller, die verloren waren,
Hätt' dein Rat nicht auserseh'n –
Wiederseh'n!

Nach dir sehnt sich mein Gemüte

Nach dir, nach dir sehnt sich mein Gemüte,
Mein Gott und Alles! inniglich.
Verklär' nach deiner großen Güte
Dein Bild in mir, ich bitte dich.

Du hast in mir auch aufgeschlagen
Der Liebe tief verborgnes Zelt;
Du hast den Sieg davon getragen
Wohl über Sünde, Tod und Welt.

Und siegreich bist du wiederkommen
In jene Stadt auf Gottes Grund:
Hast uns den Himmel eingenommen
Und fest gemacht den Liebesbund.

Auf uns hast du nun hingeleitet
Des Sieges Dank und hohen Ruhm;
In deinen Brüdern ausgebreitet
Dein und des Vaters Eigentum.

Drückt uns auch hier noch die Beschwerde,
Lähmt unsre Schwingen manches Band,
Dem Glauben ist das Bild der Erde
Vom Himmelsbild ein sichres Pfand.

Wenn einst des Geistes ird'sche Hülle
Gleich einer welken Blume fällt,
So steht für uns nach Gottes Wille
Ein himmlisch Haus in jener Welt;

Wo dann dem regen Geistesleben
Nicht Trug und Wahn im Wege steht,
Wo unser Tun ist lauter Segen,
Der stets auf andre übergeht;

Und wo wir dann im leichten Zuge
Von einer Welt zur andern geh'n,
Im schnellen, engelgleichen Fluge
Die Himmelskörper alle sehn;

Und wo wir dann vor Gottes Throne
Der Brüder unzählbare Schar –
Geschmückt mit Jesu Siegeskrone
Im Lichte schauen hell und klar; –

Und dann mit unverwandtem Blicke
Schau' ich dich, mein Immanuel!
O welch ein seliges Entzücken
Schaffst du, o Glaub'! in meiner Seel'.

Am Abend

Die Sonne flieht! Mein Auge sieht
Ins öde Tal hinab.
Der Abendschein, so mild und rein,
Beleuchtet manches Grab.

Des Tages Schmerz durchzieht mein Herz,
Mir ist so schwül und bang.
Noch suche ich, o Heimat! dich,
Und such' dich schon so lang. –

Da flüstert leis' der Sterne Kreis,
Als wüßten sie das Land:
„Erwarte still des Vaters Will',
„Es führt dich seine Hand.“

Es leuchtet dir im Leben hier
Wohl mancher schöne Stern.
Schaust du sie an, so fühlst du dann:
Die Heimat sei nicht fern.

Die Gemeinschaft der Heiligen

Laßt uns, ihr Teuern! Liebe erhöh'n,
Wollen sie preisen feurig und schön.

Laßt uns schließen fester den Bund,
Himmlische Liebe! gib dich uns kund.

Ewigen Samen streue du aus,
Tragen wir Garben jubelnd nach Haus.

Ist mit dem Glauben fest sie gepaart,
Schaffet sie Freuden göttlicher Art.

Sind wir von außen dürftig und arm,
Flammt sie nur drinnen kräftig und warm.

Reißen auch Sorgen unter uns ein,
Keines von allen trägt sie allein!

Wir wollen teilen jegliche Pein!
Jünger des Herrn wollen wir sein.

„All' meine Schätze, sprach er, sind euch,
„Durch meine Armut werdet ihr reich.“

Er sandte Feuer in unsre Brust,
Und daß es brenne – war seine Lust.

Lieulich verknüpft hat er das Band;
Jedem was Eignes gab seine Hand.

„Das, was mir fehlet, hast du für mich,
„Das, was ich habe, hab ich für dich.“

Eins ist des andern Freude und Lohn,
Eins ist des andern Ehre und Kron'.

Die Liebe

Liebe, Liebe enthüllet das Leben,
Kann unsre Herzen der Erde entheben:
Liebe, nur du heilest die Seele und schenkest ihr Ruh.

Liebe adelt und ändert das Leben,
Will uns für Irdisches – Himmlisches geben,
Wandelt sogleich – unsere Armut, und machet uns reich.

Hätt' ich zur Decke die dürftigste Not,
Wär' meine Speise nur Wasser und Brot,
Sähen auf mich spöttelnde Toren, und brüsteten sich:

Lehrt mich die Liebe, zu schauen hinein,
Lieben das Wesen, verachten den Schein,
Selige Lust wirket die Liebe in unserer Brust.

Liebe! dich hat meine Seele erfaßt,
Statt der vergänglichen irdischen Last!
Göttlicher Quell! du machst das Dunkel im Leben mir hell.

Laß ich den Toren die irdische Pracht,

Mich hat die Liebe zum Freiherrn gemacht;
Bleibe du nur – ewige Liebe! in reiner Natur.

Das Schifflein

Ich stand auf hohem Berge
Und sah ins weite Meer.
Ein Schifflein sah ich schwimmen,
Es schwankte hin und her.

Die kleinen blauen Wellen,
Sie hoben's ab und auf,
So glitt es eine Weile
Im stillen, sanften Lauf.

Da hüllte sich die Sonne
In trübe Wolken ein,
Des Himmels Bild im Wasser
Verlor den milden Schein.

Es brüllte bald der Donner
In dunkler Wolkennacht,
Die durch des Blitzes Leuchten
Oft war zum Tag gemacht.

Die Wellen wallten stärker,
Die Stürme brausten sehr,
Mein Schifflein schwankte einsam
Auf diesem wilden Meer.

Die Fluten trieben's immer
Hinauf und dann hinab;
Und ach! mit wunden Herzen
Sah ich des Schiffleins Grab.

Ich sank auf meine Kniee
Und rief den Retter an,
Der auch in wilden Wellen
Schafft Wege, Lauf und Bahn.

„Der du dort oben wohnest,

„Beweise deine Macht,
„Die dem erwählten Volke
„Den Fluß zum Weg gemacht.“

Und o! wie lieblich hörte
Mich nun der liebe Gott;
Dem wilden Sturm er Ruhe
Mit starkem Arm gebot.

Die dunkeln Wolken flohen,
Der Donner schämte sich.
Es war, als ob die Sonne
Aufs Neu' verkläre sich.

Nun sank ich wieder nieder,
Zu preisen stark und hoch
Den, der in Sturm und Wellen
Regiert und lebet noch.

Der noch mit seinem Worte
Erschaffet, trägt und hält
Die wundervolle Erde,
Die In- und Außenwelt.

O Retter! dir vertrau ich
Mein Schifflin einzig an;
Sei du durch Sturm und Wellen
Kompaß und Steuermann.

Laß es, o Herr, aufs Neue
Dir anbefohlen sein!
Führ es nach allen Stürmen
In sichern Hafen ein!

Dort wird es dann auch gleiten
In dem kristallinen Meer;
Gefüllt mit Gottes Gaben
Wird's ziehen hin und her.

O liebes Schifflin schwimme
Du jetzt nur ruhig fort!
Es ist dir schon bereitet

Ein sicherer Friedensort.

Erneuerung

Wenn alle Menschen glauben,
Ich sei nun wieder tot,
So kann mir das nicht rauben
Den unsichtbaren Glauben
An einen treuen Gott.

Wenn alle meine Sünden
Auch streng verdammen mich,
Sie können doch nicht binden,
Ich weiß, daß meine Sünden
Mein Heiland trug für mich! –

Wenn des Gesetzes Strenge
Mir Herz und Sinn zerschlägt,
Mich hebt aus dem Gedränge,
Weg von des Treibers Strenge,
Dein Wort, das – alles trägt.

Wenn Weltlust mich gefangen,
Mein Sinn zur Erde geht,
Will meiner Seele bängen,
So weckst Du mein Verlangen
Nach dem, was nie vergeht.

Wenn dieses Lebens Sorgen
Des Abends quälen mich,
So singt mein Geist am Morgen:
„Gebt hin, ihr eitlen Sorgen,
Er sorget väterlich!“

Fühl' ich mich oft gehalten
Von allen Dingen noch,
So laß ich still Dich schalten,
Dich schaffen und verwalten,
Und dann zerbricht mein Joch.

So wird mein Geist dann innen,
Daß alles weislich geht.
Man kriegt geübte Sinnen,
Fühlt immermehr, daß drinnen
Der feste Grund besteht!

So will ich Dich lobsingeln,
Du treuer, lieber Gott!
Ich fühl' in allen Dingen
Nur Deiner Liebe Dringen,
Du, Heiland in der Not! –

Motto in ein Stammbuch

1820

Meine Seele jauchzt und singt,
Weil Gott sie bewahret!
Weil Er, wann sie in Ihn dringt,
Sich ihr offenbaret!

Zum Abschied im Geschwisterkinderkreis

1820

Aufwärts, ihr Lieben! richtet den Blick,
Blüht ja nur droben himmlisches Glück!

Was sich hienieden liebend verband,
Findet sich wieder im Vaterland!

Mag uns auch trennen Stunde und Ort,
Innige Liebe lebt in uns fort!

Finden und scheiden, kommen und gehn,
Wird einst sich enden in Himmelshöh'n!

O dieses Sehnen in unserer Brust
Wird dann auch füllen himmlische Lust!

All unsre Plage währt ja nicht lang,
Einst wird die Klage Freudengesang!

Laßt uns drum stille harren des Herrn!
O seine Liebe ist uns nie fern!

Er nimmt sich aller väterlich an,
Daß Ihm entrissen kein's werden kann!

Nimmt uns voll Gnade auf in sein Reich,
Und macht uns Schwache droben sich gleich!

Himmel ist allen heimatlich Land,
Dort liebt sich ewig, was sich hier fand!

Feinde ringsum!

Kampf überall –
Bringt uns das Leben auf Erden,
Sorgen und manche Beschwerden,
Sünde und Fall!

Täuschender Traum –
Eitele Hoffnungen nähret!
Edele Kräfte verzehret –
Blendender Schaum!

Seele wohlan!
Du sollst die Wahrheit erspähen,
Willst du erkennen und sehen
Wesen und Wahn.

Leben und Tod,
Fluch oder Frieden und Segen
Ist dir zur Auswahl gegeben,
Wähle mit Gott!

Liebend und treu
Ist dir die Gnade begegnet,
Hat dich vor vielen gesegnet,
Segnet stets neu!

Amen! Nur Gott –
Er meines Herzens Regierer,
Bleibe mein Teil und mein Führer
Bis in den Tod!

PETERSWALDAU

1820–1825

Psalm 91

Lobet ihn! so ruft die Stunde.
Lob ihn, du Volk vom neuen Bunde,
Lob ihn, er hat dich frei gemacht.
Mache heut im Herzen Weiten,
Es will der Herr der Herrlichkeiten
In dir erschaffen sich ein Lob.
Er rief dich an sein Licht,
War deine Zuversicht.
Er führte dich
So gnädiglich,
Und seine Treu
Erschien dir alle Morgen neu.

Lobet ihn! in seinem Schatten
Ruht man so süß nach dem Ermatten,
Das uns die Hitze hat gemacht.
Er ist ewig unser Leuchten,
Und will die dürre Au befeuchten
Mit seinem süßen Gnadentau.
Er ist die Burg und Gott,
Der auch in jeder Not
Dich umgibet,
Weil er liebet
Mit solcher Gnad,
Die ewig keine Grenzen hat.

Lobet ihn! er will uns decken,
Daß wir vor Pfeilen nicht erschrecken,
Nicht vor der Seuche, die verderbt.
Fallen Tausende zur Seiten,

So will er uns doch sicher leiten,
Denn er, der Herr, ist Schirm und Schild.
Ja, du wirst sehn und schau'n,
Wie die, die ihm vertrau'n,
Nach allem Krieg
Den vollen Sieg
Und ew'ge Lust
Genießen an der Liebesbrust.

Lobet ihn! uns wird begegnen
Kein Übles, denn er kann nur segnen,
Dies fühlen wir im Heiligtum.
Er befahl den Engel-Scharen,
Daß sie behüten und bewahren
Die Seinigen auf allem Weg.
Auf Ottern wirst du stehn,
In keiner Angst vergehn.
Er ist dein Schuft,
In ihm dein Trutz,
Er ruft dir zu:
Geh ein in meine Sabbatruh.

Lobet ihn! denn er gewähret,
Was unser Herz von ihm begehret:
„Ich bin bei ihm, ich helf' ihm aus!“
Wir erkennen seinen Namen,
Wissen schon sein Ja und Amen:
Er kann verbergen nicht sein Herz.
Du rufst den Herrn an,
Er nimmt dein Rufen an,
Hilft dir in Eil,
Zeigt dir sein Heil,
Führt dich dahin,
Wo Sättigung und ewiger Gewinn.

Nach dem Empfange einer Zeichnung der heimatlichen Kammer

Sei begrüßt, du stille Kammer
Mir in diesem fernen Land!
Du, wo oft in tiefem Jammer
Eine Ruhestatt' ich fand.

Wo ich oft so ängstlich flehte,
Und mit heißen Tränen rang,
Ob ein Licht sich kund mir täte,
Das im Finstern sucht' ich lang.

Wo der Boden hat getrunken
Ströme meiner Tränen auf;
Wo ich welkend hingesunken
In des Lebens dunklem Lauf.

Wo ich Namen, die mir teuer,
In die Wände grub und schrieb;
Wo der Leidenschaften Feuer
Jede Ruh aus mir vertrieb.

Wo ich Gottes Donner hörte,
Seine Herrlichkeit empfand;
Wo sein Eifer mich verzehrte
Und ich Höllenqual empfand.

Und wo ich das stille Suchen
Meines Heilands dann vernahm,
Der sich ließ für mich verfluchen,
Auf sich meine Strafe nahm. –

Und wo mir des Wortes Wahrheit,
Wie ein heller Blitz erschien;
Wo aus Klarheit stets in Klarheit
Meine Seele durfte zieh'n!

Und wo alle meine Sünden,
Meine Qual und meine Not
Mußten wie ein Nebel schwinden
Durch des Sohnes Machtgebot.

Wo ich Jesu Liebe schmeckte,
Wie es Worte nie tun kund;
Wo des Geistes Aug' entdeckte
Gnadentiefen ohne Grund.

Wo ich mich mit Inbrunst lehnte

An des Bräut'gams warmes Herz,
Und mich da nach nichts mehr sehnte,
Vor Ihm wich der herbste Schmerz.

Wo ich in des Sohnes Namen
Zutritt zu dem Vater fand,
Und Er durch gar manches „Amen!“
Mich so eng mit sich verband.

Und wo ich mich dann ergeben
Ihm zum Opfer ewig hin,
Daß er tun mit meinem Leben
Möge ganz nach seinem Sinn.

Wo er noch am Abschiedsmorgen
Mich mit seiner Gnad' erfreut,
Und mich lehrte, meine Sorgen
Auf Ihn werfen allezeit.

Doch wie könnt' ich auserzählen,
Kämmerchen, was du geseh'n!
Hier nur noch die Worte fehlen
Für des Geistes stilles Weh'n!

Wann ich werd' dich wiedersehen,
Wirst du dann noch kennen mich?
Und mich noch so treu verstehen,
Noch so still umschließen mich?

Eines – Kämmerchen: Ich bitte
Sei du jedem, der dich nützt,
Eine wahre Friedenshütte,
Die vor Angst und Kummer schützt!

Laß ihn nie von hinnen ziehen,
Jenen Hauch, der dich erfüllt,
Vor dem Nacht und Nebel fliehen,
Der der Seele Sehnsucht stillt.

Und Du! Vater in dem Himmel!
Segne die jetzt wohnen drin!
Laß sie nach des Tags Getümmel

Deinen Frieden finden drin!

Das Bächlein

Stilles Bächlein, das sich windet
Über Strauch und Dornen hin –
Möchte dir mein Leben gleichen,
Das so stürmisch eilt dahin.

Seit du kamst aus deiner Quelle,
Eilest immer mutig du
Deinem Ausfluß immer stärker,
Immer unaufhaltsam zu.

Du schaust nur hinan zum Ziele,
Fragest nie wie schwer es sei,
Achtest nicht des Weges Krümmen,
Bleibest deinem Zwecke treu.

Daß ich doch in dir beschaute,
Liebes stilles Bächlein, mich;
Reine Wahrheit, du verklärtest
In dem Bächlein lieblich dich.

Der Sperling.

An einem kalten Wintertag
Ein kleines Spätzchen saß
Auf meines Fensters breitem Rand,
Wo's kleine Krümchen fraß.

Mir war das Herz so voll und schwer,
Der Glaube von mir wich;
Da piepte mir das Vöglein zu:
Sei still und höre mich!

Als Gottes Sohn auf Erden war,
Saß er einst vor dem Haus,
Und teilte da sein Abendbrot
Den Tierchen freundlich aus.

Bald war auch um den Knaben her
Der Vöglein große Schar;
Mit ernstem Blicke er sie sah,
Dem alles Lehre war.

Die Großen sah er ohne Scheu,
So herrisch und so kühn
Als hätten sie ein eignes Recht,
Die Brocken an sich ziehn.

Sie schlugen ihre Flügel aus
Und aßen nicht zur Not,
Nein, füllten noch die Kröpfe sich
Von dem geschenkten Brot.

Er sah dem Tun der Tiere zu
Mit einem tiefen Schmerz;
Zu diesen Großen wurde nicht
Gezogen hin sein Herz.

Dem Haufen nah't ein Spätzchen sich
Mit ängstlich scheuem Blick;
So hungrig und doch furchtsam trat's
Bald vor und bald zurück.

Des Sohnes Auge wurd's gewahr
Und hing an ihm mit Lust;
Der Hilfe und der Liebe Drang
Erfüllten seine Brust.

Die großen Vögel sahen kaum
Auf diesen kleinen hin,
Als sie mit stolzem Flügelschlag
Verjagen wollten ihn.

Da hob ein Wind vom Himmel sich,
Der in die Vögel blies
Und nun dem hocheufreuten Kind
Den Sperling einzig ließ.

„O Vater, rief sein froher Mund,
Du liebst was schwach und klein!

Ja, diese Kleinen sollen auch
Stets meine Freude sein!

Und als er nun ein Lehrer war,
Da kam's ihm oft zu Sinn;
Drum wies er seine Schüler bald
Auf dieses Vöglein hin.

„Seht diese Tierchen! Kauft man nicht
Um einen Pfennig zwei?
Und doch hält eures Vaters Güt'
Auch ihnen seine Treu.“

Seid wie die Vöglein, sorget nicht,
Euch Kleinen liebt er ja
Und ist mit seiner großen Macht
Zu eurer Hilfe da.

Da schwieg mein Vöglein und in mir
Erwacht der Glaube neu:
Ja, Vater, auch mir Kleinen hältst
Du ewig deine Treu.

Dir, kleiner Lehrer, bleib' ich hold,
Ob alles dich verlacht,
Hat dich das Wort des Herrn doch auch
Zum Segen mir gemacht.

Der Steuermann

1823

Ich kenne einen Steuermann,
Der ist so gut und treu!
Ich traf auf Erden keinen an,
Der also stund mir bei.

Er hat mein Schifflin selbst gebaut
So wasserdicht und fest.
Er ist mit Wind und Meer vertraut
Und nimmer mich verläßt.

Er ankert selber her und hin
Und lenkt der Winde Lauf,
Den Landungsplatz hat er im Sinn
Und führt mich sicher drauf.

Oft läßt er eine kleine Zeit
Mich ziehn durch Sturm und Nacht,
Doch hat er meine Sicherheit
Schon *vor* dem Sturm bedacht.

Und will mein Glaube sinken dann,
So wandelt er daher,
Gebietet als ein Gottesmann
Dem Winde und dem Meer.

„Hier bin ich,“ ruft er, „fürcht’ dich nicht,
O lieb und glaube nur.
Ich bleibe in der Nacht dein Licht,
Auch *ohne* helle Spur.“

So ziehe, Schifflin, immer fort,
Geführt durch diese Hand:
Bereitet ist der Hafen dort
In jenem Ruheland.

Du Vaterhand, dein heimliches Beginnen,
Dein Halten über allem unsren Tun
Ist süßer Schatten uns, in dem wir ruh’n.
Oft seh’n wir nicht dies wundervolle Spinnen,
Und denken dann, nun ist die Spur verweht
Die doch in deiner Hand so sicher geht.

Wo er verwundete Seelen find’t,
Da kommt er mit seinem Troste geschwind.
Das Wort: „Ich bin’s und du von den Meinen“
Vertreibt die Furcht und das ängstliche Weinen.

MÜTZNOW UND KALLIES

1826–1844

Liedchen auf einen Hochzeitstag

Jesu unser Heil,
Unser bestes Teil.
Du, vom Vater uns gegeben,
Zur Genüge und zum Leben:
Heute bitten wir
Dich zur Hochzeit hier.

Deine Hand verband
Was dein Rat erfand,
Glichen wir auch oft den Blinden,
Die nicht Weg noch Ausgang finden,
So war's doch dein Stab,
Der uns Hoffnung gab.

Und nun stehen wir
Heute, Herr, vor dir.
Bis hierher hast du geführt,
Wundergütig uns regieret,
Auf dich, Felsengrund,
Bau'n wir unsern Bund.

Weil du bei uns bist,
Unser Herr und Christ,
Wollen wir auch alle Bitten
Nur in deinen Schoß ausschütten,
Was uns auch gebricht,
Du verläßt uns nicht.

Ist in uns nichts mehr,
Sind die Krüge leer
Und wir wissen nichts zu geben,
Ist der doch für uns am Leben,
Der des Weines Kraft
In dem Wasser schafft.

Bleiben wir vereint

Diesem treuen Freund,
Kann uns Hilfe nie entgehen,
Ob wir gleich nicht immer sehen,
Wie sein guter Rat
Sie bereitet hat.

O wie gut ist Er
Unser Gott und Herr.
Alles was in diesem Leben
Er genommen und gegeben:
Tut uns herrlich kund
Seinen Gnadenbund.

Er hat uns bereit't
Seelen-Seligkeit.
O wie treu war seine Pflege
Und wie heilig seine Wege,
Was er hat ersehnt,
Soll uns nicht entgehn.

Nun so geh im Haus
Jesu ein und aus;
Mach' Dir alles nach Gefallen,
Rüst uns selber aus zu allem
Was Du gerne hast,
Bleib nur unser Gast.

Ja wir haben Mut,
Unser höchstes Gut,
Weiter mit dir fortzuwandern,
Eins sich stärkend an dem andern,
Bis zu Hause wir
Bringen Garben dir.

Lobe! Traue! Danke!

Lobe fröhlich, Seele, heute
Gott, des gnadenvoller Rat
Dich gleich einer Siegesbeute
Aus dem Tod gerissen hat.
Deine Schuld ins Meer gesenket

Und dir *seinen* Sieg geschenket.

Traue seinen treuen Händen,
Wenn dein Herz auch sorgenschwer.
Er will ja dein Auge wenden
Von den Tränen – sagte er.
Hinter Wolken bleibt die Sonne –
Traurigkeit gebietet Wonne.

Danke deinem treuen Hirten,
Der auf einer grünen Au
Dich auch heute läßt bewirten
Durch des Wortes Morgentau.
Einen Hort läßt er bereiten
Gegen deines Fußes Gleiten.

Sammelt die übrigen Brocken

1837

Einst verlor sich meine Seele
In ein Zweifelmeer hinein.
Ängstlich forschte ich, was fehle
Und was unser sollte sein.
Da erschien mir dieses Wort
Wie ein Licht am dunklen Ort.

Sammle denn in Gottes Namen,
Denke, viel ist übrig noch.
Erstlich spricht er „Ja und Amen,“
Und dann: „sammelt Brocken doch.“
Nichts kommt um in seinem Reich,
Viel und Wenig ist ihm gleich.

Schau' dem Meister auf die Hände,
Wie er alles teilet fein.
Nicht vom Himmel fällt die Spende,
Nein wir sollen Diener sein.
Dieser Glaube sei die Kraft,
Der aus wenig vieles schafft.

Sieh, drum füll' ich dir auch heute

Deine Hand für andere nur.
Wissend, daß ich dich erfreute,
Folgt' ich so des Meisters Spur.
Er bleibt auch im neuen Jahr,
Wie er ewig ist und war.

NEU-STETTIN

1845–1853

Zum 24. Juli 1846

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt',
 Käm' ich sogleich, ,:;
Sänge mein Liedchen dann
Selber vor Euch.

West und Ost, Süd und Nord
Schickten ein Täublein gern
 Dorthin zu Euch, ,:;
Füllten das Häuschen voll,
O Ihr seid reich!

Wenn Du, o Vater, denk'st,
Wie ein klein Bäumlein, einst
 Einsam und schlank, ,:;
Nun so viel Schatten gibt,
Sängest Du Dank.

Sieh' wie's Gott wachsen ließ,
Und auch die Wurzel schützt
 Jegliches Jahr, ,:;
Rufst Du nicht staunend aus:
Ist es auch wahr?

Denkst Du, o Mutter, heut,
Wie er das Bäumlein pflegt',
 Hegte und schont, ,:;
Fühlst Du im Herzen wohl
Treue belohnt.

Ob auch schon mancher Sturm
An seine Zweiglein stieß,
Grünen sie doch, ,:;
Keines er hart abriß,
Alle sind noch.

Darum, o Vater lieb,
Und auch Du, Mutter treu,
Sorget nicht mehr, ,:;
Der's Bäumlein schuf und liebt,
Er sorget, Er.

Am Lebensabend

Zum 8. Januar 1848

Auf die Arbeit folgt die Ruhe,
Nach des Mittags banger Schwüle
Kommt des Abends süße Kühle.
Weggelegt sind Kinderschuhe:
Feste Tritte,
Sichere Schritte
Tut man beim Heruntersteigen,
Da der Tag sich nun will neigen.

Nicht mehr höher steigt die Sonne,
Lang sich ihre Schatten malen,
Schräger fallen ihre Strahlen;
Beben fühlt das Herz und Wonne –
Wandelt weiter
Fest und heiter.
Wurzeln schlägt in dem Gemüte
Ewig neue Gottes Güte!

In dem Tale wird es helle,
Sturm und Wetter sind verschwunden,
Erd und Himmel ist verbunden:
Glänzen sehen wir die Schwelle –
„Himmelspforte.“
In dem Worte
Ist dein Glanz uns aufgegangen,

Weckt ein himmlisches Verlangen.

Wenn die Morgennebel trügen
Und die Mittagsstrahlen sengen
Kann man Gut und Böses vermengen,
Wahrheit suchen unter Lügen.

Abendschimmer,
Täuschet nimmer,
Reiner Himmelsglanz und Milde
Strahlt uns in dem Sonnenbilde.

Gott, in Christo offenbaret,
Ist der Fels, auf den du bauest,
Froh auch in die Zukunft schauest.
In dem *Einen – alles* ist verwahret:
Gottes Fülle,
In der Stille
Senkst du dich ins Herz hinein,
Bei des Abends mildem Schein.

Landwehrlied

1848

Ich bin ein Pommer, und von Gottes Gnaden
Der König heißt, den Gott mir hat geschenkt,
Des freu' dich, Wehrmann, und zertritt die Maden,
Auf faules Fleisch ist ja ihr Tun beschränkt.

Laß im Gestank sie nagen

Und arme Hasen jagen.

Fest steht der Bund, o Landwehrmann, schlag ein,
Wir wollen sicher keine Maden sein.

Der arme Wehrmann, hört's ihr Demokraten!
Hat auch gewiß ein Herz für Weib und Kind.
Das ist die Frucht von euren bösen Saaten,
Daß wir ins Feld gerufen sind!

Suppt aus, ihr losen Wichte,

Die eingebrockten Früchte,

Wir schenken euch dazu den sauern Wein,
Denn wir sind Preußen, wollen Preußen sein!

Drum bleibe, König, uns von Gottes Gnaden,
Dies ist dein Schild, dies ist das Schwert des Herrn,
So gehst durchs Feuer du ohn' allen Schaden,
Dann glänzt am Himmel uns des Ew'gen Stern
 Und ruhet auf der Hütte,
 In deren stiller Mitte
Erschienen ist der Rat und starke Held,
Der auch für Preußen kam in diese Welt.

Zum 1. Januar 1849

(Des jüngsten Sohnes Geburtstag)

Heut dacht ich immer hin und her,
Wie ich's nur wollte machen –
Doch wenn der Beutel gar zu leer
Ist's schlimm in allen Sachen.

Da kam's wie angefliegen mir,
Du kannst ja *prophezeien*.²
Was seine Äuglein schauen hier,
Das wird sein Herz erfreuen.

So schaue denn das Schifflin dort
Im weiten Meere kreisen,
Es segelt immer weiter fort,
Es will die Welt umreisen.

Schau nur recht hin! Es ist kein Wahn,
Der Jüngling dort am Steuer,
Gewiß, er heißt Johannes Zahn,
Sein Auge sprühet Feuer.

Es treibt ihn fort, er muß hinaus,
Muß suchen, bis er's findet;
Ihm ist zu eng des Vaters Haus,
Er ist der Welt verbündet.

Bald braust um ihn die wilde Flut
Und droht ihm das Verderben,
Da ist es Zeit, das rechte Gut

2 Diese Prophezeiung hat sich im Jahre 1860 erfüllt.

Sich ringend zu erwerben.

Und hat er dies gefunden nur,
Dann mag er fröhlich wallen,
Er hat die rechte Silberspur,
Sein Los ist gut gefallen.

„Ja Vater, schau dies Büblein an,
Und gib ihm deinen Segen,
Brich selbst für ihn die rechte Bahn
Und führ's auf Deinen Wegen.“

Nein, diese Hoffnung täuscht nicht,
Wie alles sonst im Leben.
„Du bist ja meiner Augen Licht
Und wirst noch viel mehr geben.“

Zum 8. Januar 1849

(Geburtstag des Vaters)

Gott hat uns durch dies Jahr geführt,
Ein fester Anker in dem Meer,
In Sturm und Wellen er regieret
Und lenkt ihr Brausen hin und her.
Hell ist die Nacht in seinem Reich,
Des Königs Herz dem Bächlein gleich.

Ich frage, was ist uns geblieben?
Was hat das Brausen uns gebracht,
Das Eiland, dem wir zugetrieben
In dieser sturmbewegten Nacht?
Noch schwebt die Arche in den Wogen,
Doch fern erglänzt der Regenbogen.

Wie klein die Zahl nur der Getreuen,
Wie groß die Schar der Bösen ist,
Will deine Langmut dich gereuen,
Wenn du die Rotte übersiehst?
„O nein, dies war ja Abrams Flehn,
Sind's Zehne nur, so bleib ich stehn.“

Nur *Einer* ist vor Gott erfunden
Im ganzen Leben rein und klar,
Des Zahlung uns der Schuld entbunden,
Auf dessen Schulter Herrschaft war,
Denn auf der *gleichen* Schulter lag
Das Kreuz an dem Versöhnungstag.

Ein kleines Körnlein ist geleet,
Man sieht und merkt es öfters kaum.
Von Gottes Hauch nur angereget,
So ist es bald ein großer Baum,
Der Schatten breitet weit umher,
Dem Leuchtturm gleich im dunklen Meer.

Der einst das Sämlein hat geleet
In diese vielbewegte Brust,
Mit gleicher Liebe es gepfleget
Uns selber oft so unbewußt,
Der es in Schwachheit ausgesät,
Läßt's *herrlich* sein, wenn's aufersteht.

GIEBICHENSTEIN

1853–1860

Zu einem Efeupflänzchen als Brautgeschenk

Wenn köstliche Gaben
Das Herz Dir heut laben,
So nimm auch dies Ding,
Arm nur und gering:
So bleibt's doch von inniger Liebe ein Zeichen,
Obwohl sich's nicht möchte mit andrem vergleichen.

Dies wachsende Blättchen,
Du bräutliches Mädchen,
Wohl schmucklos und klein,
Doch sinnig und fein,
So soll es Dir heute was deuten und sagen,
Damit du es liebest in künftigen Tagen.

So einsam im Freien
Kann's nicht recht gedeihen,
Drum stellt's deine Hand
Zu stützender Wand.
Hörst Du es nicht flüstern ins Ohrchen dir leise:
Du suchst Dich zu stützen auf ähnliche Weise.

Im Wachsen es eilet,
Nicht unten es weilet,
Doch klammert sich's an
So feste es kann.
So soll Dir Dein Klammern nicht hinderlich werden,
Den Himmel zu suchen hier unten auf Erden.

Im Winter es treibet
Nicht vorwärts, doch bleibet
Ohn' unser Bemühen
Es immerdar grün.
Wir finden auch öfters auf unseren Wegen
Ohn' eignes Verdienen den heimlichen Segen.

Vom Lichte genähret,
Im Sommer es mehret
Sich so an der Wand,
Wie's füget die Hand.
Nun ähne, ich bitt' dich, auch hierin dem Blättchen,
Dann bleibest Du glücklich, o bräutliches Mädchen.

Von Liebe soll's sagen
In jeglichen Tagen
Auch unter dem Schmerz
Dir etwas ins Herz:
Denn Liebe, die bleibt uns sicher allein,
Und leuchtet auch mitten ins Dunkle hinein.

Hoch-Santis

Finster und grau, ihr Berge,
Ewig verschlossene Särge
Riegelt das Leben ihr ein;
Und die Sonne, die holde,

Schlägt von rotem Golde
Leisten um den gewaltigen Totenschrein.

An M. H.

1857

Abends spät

In der Seele tiefstem Bangen
Wird die Harfe aufgehangen,
Doch bei nächtlich stillem Lauschen
Hört sie bald von Ferne rauschen
Ströme aus der Ewigkeit,
Flügelschlag der kurzen Zeit.
Stärke dich! du Abrams Samen!
Laßt der Erde ihr Getümmel,
Freuet Euch, daß Eure Namen
Angeschrieben in dem Himmel.

An den Kadi von Ranis

Zum 23. September 1858

(Des ältesten Sohnes Geburtstag)

Ein freies Vöglein möcht' ich sein,
Ins alte Schloß will ich hinein,
Des Kadis düstre Einsamkeit
Erhellen durch Anhänglichkeit.
Die Heimat soll ihm nahe sein,
Der Eltern Lieb' sein Herz erfreun.
O schautest du durch Lieb und Schmerz
In unsres Jesu großes Herz!
Wie heut er liebet dich und mich,
So will er ewig ziehn zu sich.

Es ist alles eitel

Auf dieser Welt ist alles eitel,
Man nenn es, wie man's nennen mag –
Ein voller oder leerer Beutel,
Ein heller oder trüber Tag.

Ein Zepter auch und eine Krone,
Der Sitz, die Stimm' im höchsten Rat
Ist Eitelkeit dem Erdensohne,
Weil er *sich sieht* in seiner Tat.

Drum laß das Fragen, Forschen, Zählen,
Wie's unter dieser Sonne geht.
Wir wollen eine Heimat wählen,
Wo nie die Sonne untergeht!

1860

Schon sind sie hinter den Bergen verschwunden
Die Jahre, die Monden, die flüchtigen Stunden.
Der *sechs mal zehn* werktägliche Lauf
Er zieht dir die strahlende *Sieben* herauf;
Faß fest sie ins Auge, schließ steif sie ins Herz,
Sie löset die Siegel, sie füllet den Schmerz.

„So sind denn für uns die Zeiten verloren?
Was freut sich der Mensch, daß ein Mensch ist geboren?!
Ich habe gepflanzt, gesät, begossen,
Der Tau aus den Augen ist drüber geflossen,
Wer gibt das Gedeihen?“ – Wer gab dir den Samen?
Kannst du etwas schaffen im eigenen Namen?
Drum gib dann die Ernte auch lediglich frei,
Er kennet den Weizen, Er scheidet die Spreu.

O große schöne Ewigkeit!

Der rasche Lauf der kurzen Zeit
Führt mich auf allen Wegen
Ja dir, nur dir entgegen.

Das eingeborene Gotteswort
Erschien auch mir am dunklen Ort
In strahlend hellem Angesicht –
Ein selig unvergänglich Licht!

So fließe denn, du Strom der Zeit,

Dein Ende bringt mir *Seligkeit!*
Wer erst geliebt, der liebet dich
Auch bis zum letzten Zeigerstrich.